

# Predigten zum Thema Demenz

Fürchte dich nicht,  
denn ich habe  
dich erlöst;  
ich habe dich bei  
deinem Namen  
gerufen:  
du bist mein!

**DiaDem**

Hilfe für demenzkranke Menschen  
und ihre Angehörigen



*Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst;*  
**ich habe dich bei deinem Namen gerufen:**  
**du bist mein!** *Jesaja 43,1*

**3 | Vorwort**

**5 | Predigten alphabetisch geordnet**

*Birgit Basteck*

**7 | Predigt** Joh 21, 18

*Friedhelm Borggrefe*

**13 | Kahle Bäume  
Andacht im Südwestrundfunk** Joh 17, 24

*Friedhelm Borggrefe*

**15 | Aus einer Weihnachtspredigt** Joh 3, 31–36

*Beate Braner-Möhl*

**17 | Predigt zum Thema Demenz** Salomo 2,12–26

*Michael Frase*

**23 | Predigt zur Ausstellung  
„Kunst trotz(t) Demenz“** 2. Mose 20, 1–17

*Silke Funk*

**33 | Predigt anlässlich der Ausstellung  
„Kunst trotz(t) Demenz“** 1. Sam 16, 7

*Elke Henning*

**41 | Ansprache  
„Im Augenblick blüht das Leben“** Ps 31, 16

*Birgit Inerle*

**47 | Predigt zur Einführung in der  
Senioren-Wohnanlage Fasanenhof**  
zu Jochen Kleppers Lied „Ja, ich will euch tragen“  
EG 380 nach Jes 46, 3–4

- Almut Krotz*      **52 | Traueransprache** Lk 2, 9
- Jeffrey Myers*      **55 | „Lobe den HERRN, meine Seele“  
Predigt zum Welt-Alzheimerstag** Ps 103, 2\*
- Felizitas Muntanjohl*      **59 | Predigt zum Thema DEMENZ**
- Felizitas Muntanjohl,  
Doris Joachim-Storch*      **66 | Wie das Hineingleiten in eine andere Welt.  
Kommunikation mit dementen Menschen –  
ein Briefwechsel**
- Brigitte Rohde*      **70 | Predigt zur Vernissage der Ausstellung  
„Kunst trotz(t) Demenz“** EG 503, 14+15  
**Der Baum – das Symbol der Altenheimseelsorge**
- Stefan Rudolph*      **75 | Predigt  
„Demenz und die andere Wahrnehmung der  
Wirklichkeit“** Offb 21, 1–7
- Claudia Vetter-Jung*      **84 | Predigt zu Jesaja** 43, 1–4
- Jürgen Wolf*      **92 | Predigt  
Einstimmung auf den Weltdeemenztag 2013  
„Was aber bleibt?“**  
1. Korinther 13, 13  
Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei;  
aber die Liebe ist die größte unter ihnen.
- 97 | Kontaktdaten der Verfasserinnen und Verfasser**
- 99 | Verzeichnis der Predigttexte**

## Vorwort

2012 konnte die Stiftung Diakonie in Hessen und Nassau und ihr Stiftungsfonds DiaDem das Bändchen „Ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar“ mit Entwürfen für Gottesdienste mit Menschen mit Demenz mit freundlicher Genehmigung der Diakonie Rheinland – Westfalen-Lippe e.V. nachdrucken und insbesondere im Gebiet der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau interessierten Pfarrerinnen und Pfarrern für ihre gottesdienstliche Praxis zur Verfügung stellen.

Sehr rasch entstand danach der Wunsch, auch ein Bändchen mit Predigten zur Verfügung zu stellen, bei dem es darum gehen sollte, das Thema Demenz in „normale“ Gemeindegottesdienste einzubringen und hierfür den Pfarrerinnen und Pfarrern Anregungen zu geben. Es war klar, dass nach der mittlerweile erfolgten Fusion der beiden hessischen Diakonischen Werke und der damit verbundenen Ausweitung der ursprünglichen Stiftung Diakonie in Hessen und Nassau auch auf kurhessisch-waldeckisches Gebiet nun der Einzugsbereich entsprechend umfangreicher sein müsste. Ein Aufruf der Stiftung Diakonie Hessen, wie sie nach der vollzogenen Ausweitung nun heißt, im Bereich beider Landeskirchen an Pfarrerinnen und Pfarrer, etwaige Texte aus ihrem Fundus zur Verfügung zu stellen bzw. auch extra für dieses Bändchen neu zu schreiben, hat eine lebhaft Resonanz gezeitigt und ich freue mich, den Leserinnen

nen und Lesern hiermit das Ergebnis vorlegen zu können. Das Bändchen hat Werkstatt-Charakter. Die Anlässe der Texte sind ganz unterschiedlich. Sie reichen von „Kasus“-Predigten anlässlich der Ausstellung „Kunst trotz(t) Demenz“ über Gemeindepredigten und Rundfunkandachten bis hin zu einer Beerdigungsansprache. Auch bei diesem Bändchen spielt die besondere Erfahrung der Altenheimseelsorgerinnen und Altenheimseelsorger eine herausragende Rolle. Manche Gemeindepfarrerinnen, mancher Gemeindepfarrer hat sich dem „Kasus“ Welt-Alzheimer-Tag gestellt.

Wir hoffen, dass die hier vorliegenden Texte nicht zuletzt für die Gestaltung des diesjährigen Welt-Alzheimer-Tages in unseren Kirchengemeinden hilfreiche Anregungen enthalten, aber auch Mut dazu machen, einmal völlig losgelöst von aktuellem Anlass einen Gemeindegottesdienst zum Thema Demenz zu gestalten.

Mein Dank gilt all denen, die mit ihren Texten die bunte Vielfalt des vorliegenden Bändchens ermöglicht haben. Mögen die Beiträge zum besseren Verständnis des Krankheitsbildes und zum achtsamen Umgang sowohl mit Betroffenen als auch ihren Angehörigen in unseren Gemeinden beitragen.

Kassel, August 2014

Dr. Eberhard Schwarz

*OLKR Landespfarrer für Diakonie i.R.*

# Predigten

*(alphabetisch geordnet)*

**Basteck, Birgit:** Predigt (Joh 21,18),

*Pfarrerin, Altenheimseelsorgerin, Wolfhagen*

**Borggrefe, Friedhelm\*:** Kahle Bäume.

Andacht im Südwestrundfunk (Joh 17, 24),

*Pfarrer und Dekan i.R., Ludwigshafen*

**Borggrefe, Friedhelm:** Aus einer Weihnachtspredigt  
über Joh 3, 31–36

**Braner-Möhl, Beate:** Predigt zu Pred 2, 12–26,

*Prädikantin, Fachstelle Demenz des Diakonischen Werkes Odenwald*

**Frase, Michael:** Predigt anlässlich des Abschluss-  
gottesdienstes der Ausstellung „Kunst trotz(t)

Demenz“ 2012 in Frankfurt (2. Mose 20, 1–17),

*Pfarrer, Frankfurt*

**Funk, Silke:** Predigt anlässlich der Ausstellung

„Kunst trotz(t) Demenz“ am 27.02.2011 in der  
Evangelischen Johanniskirche Nassau (1. Sam 16, 7),

*Pfarrerin, Dienethal*

**Henning, Elke:** „Im Augenblick blüht das Leben“

(Psalm 31, 16), *Klinikpfarrerin, Bad Hersfeld*

**Inerle, Birgit:** Ja, ich will euch tragen

(J. Klepper EG 380, nach Jesaja 46, 3–4),

*Pfarrerin, Altenheimseelsorgerin Kassel*



**Krotz, Almut:** Traueransprache: Und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie (Lukas 2, 9), *Pfarrerin, Niestetal*

**Myers, Jeffrey\*:** „Lobe den HERRN, meine Seele“ (Psalm 103,2) Predigt zum Welt-Alzheimerstag

**Muntanjohl, Felizitas:** Predigt (Psalm 8, 5-6 und 1. Kor 13, 12), *Pfarrerin, Altenheimseelsorgerin Wiesbaden*

**Muntanjohl, Felizitas/Doris Joachim-Storch\*:** Wie das Hineingleiten in eine andere Welt. Kommunikation mit dementen Menschen – ein Briefwechsel

**Rohde, Brigitte:** Der Baum – das Symbol der Altenheimseelsorge (EG 503, 14+15),  
*Pfarrerin, Martin-Luther-Stiftung Hanau*

**Rudolph, Stefan:** Demenz und die andere Wahrnehmung der Wirklichkeit (Apk 21, 1-7), *Pfarrer, Kassel*

**Vetter-Jung, Claudia:** Predigt (Jes 43, 1-4),  
*Pfarrerin auf der Pfarrstelle für Demenz und Hospiz im Dekanat Wiesbaden*

**Wolf Jürgen:** Predigt zum Weltdeemenztag 2013.  
Was aber bleibt? (1. Kor 13, 13), *Pfarrer, Kassel*

*Die mit \* versehenen Texte wurden zuerst veröffentlicht in:  
Doris Joachim-Storch / Raimar Kremer: „Tröstet, tröstet ...“ Seelsorge in der Verkündigung – Verkündigung in der Seelsorge. Materialbuch 113 des Zentrums Verkündigung der EKHN, Frankfurt/M. 2010. Wir danken für die Genehmigung zum Wiederabdruck!*



*Birgit Basteck*

## **Predigt zu Joh 21, 18**

*(im Kontext von Joh 21, 15 – 19)*

*„Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Als du jünger warst, gürtetest du dich selbst und gingst, wo du hin wolltest; wenn du aber alt wirst, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein anderer wird dich gürteten und führen, wo du nicht hin willst.“*

7

*Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.*

Liebe Gemeinde!

„Ich bin ja so froh und dankbar, dass ich noch alle meine Sinne beisammen habe, dass mein Kopf noch richtig funktioniert!“ – diesen Satz höre ich oft bei meinen Besuchen im Altenheim. Auch im hohen Alter geistig rege zu sein und Anteil nehmen zu dürfen am alltäglichen Leben – das wird als ein großes Geschenk erlebt. Körperliche Gebrechen werden daher fast lieber in Kauf genommen als eine demenzielle Erkrankung. Dass Augen und Ohren schlechter werden oder das Gehen Mühe macht, gehört ja irgendwie zum Altwerden dazu. Manchmal lassen sich diese Einschränkungen sogar mit guten Hilfsmitteln und ein wenig Geduld und Humor erträglicher gestalten. Die Demenz aber ist das Schreckgespenst vieler Menschen. Die meisten haben große Angst davor, im Alter möglicherweise ihre kognitiven Fähigkeiten zu verlieren, ihr Gedächtnis, ihre Persönlichkeit,

also alles, was sie waren und sind. Und sie haben zugleich große Angst davor, auf Pflege angewiesen zu sein, abhängig zu sein von den Entscheidungen anderer. Sich selber aus der Hand geben zu müssen – das erscheint unendlich schwer.

In dem Altenheim, in dem ich als Seelsorgerin tätig bin, gibt es einen geschützten Wohnbereich für demenziell erkrankte Menschen. Die Bewohnerinnen und Bewohner können sich dort im Haus und im Garten frei bewegen. Der gesamte Bereich ist freundlich und gemütlich gestaltet. Der Aufenthaltsraum ist eine Art Wohnküche mit Sofa und Sitzecke. Jeder kann dort seine eigene Nische finden, allein sein oder mit anderen gemeinsam etwas machen. Zusammen kochen und backen, aber auch singen, erzählen und spielen sind hier der Renner. Wenn der Kuchenduft durch den Raum zieht, gibt es fast nur zufriedene Gesichter. Ich staune immer wieder darüber, wie viel eigenes Menschsein auch in diesem besonderen Wohnbereich noch bleibt und erfahrbar ist. Mag sein, dass jemand den eigenen Namen vergessen hat oder sein Alter nicht mehr zu sagen weiß. Aber das ändert nichts an seiner Würde oder daran, dass er noch immer ein Mensch, ein Ebenbild Gottes ist – wenn auch schutz- und manchmal pflegebedürftig.

Über Herrn M. freue ich mich übrigens immer, wenn ich ihn sehe: Mit seiner Kappe auf dem Kopf sitzt er gerne auf dem Sofa und genießt: mal den Kaffee, mal den Nachtsch, mal einen Keks. Und wenn ich ihn anschau und frage, wie es ihm geht, schenkt er mir sein schönsten Lächeln und sagt: „Gut!“ Und das glaube ich ihm sogar.

Mir scheint, als leuchtet an den Rändern unseres Lebens jeweils vom anderen Ende her ein Licht und beleuchtet das, was wichtig ist. Wenn ein Kind zur Welt kommt, ist es

für viele Jahre angewiesen auf eine gute Betreuung und Pflege durch seine Eltern. In der Babyzeit ist dies lebensnotwendig. Die Nahrungsaufnahme, Essen und Trinken, sind essenziell, ebenso die Fürsorge und Pflege, Nähe und Zärtlichkeit, Gemeinschaft und menschliche Wärme. Eine behütete Kindheit legt den Grundstein für das ganze Leben. Warum also nicht in gleicher Weise auch das Alter gestalten, das ja ebenfalls eine Zeit menschlicher Reifung ist? Vielleicht wäre es einfacher, sich auf die kleiner werdenden Möglichkeiten im Zuge des Alterns einzustellen, wenn wir das Vertrauen haben dürften, auch dann noch mit Liebe, Achtung und Respekt versorgt zu sein, wenn wir nicht mehr in der Lage sind, unsere eigenen Interessen zu vertreten.

*„Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Als du jünger warst, gürtetest du dich selbst und gingst, wo du hin wolltest; wenn du aber alt wirst, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein anderer wird dich gürteln und führen, wo du nicht hin willst.“* Diese Worte Jesu scheinen auszusprechen, wovor viele Angst haben: nun fremdbestimmt zu sein, statt selbstbestimmt die eigenen Wege zu gehen.

Das Bibelwort ist allerdings einem ganz anderen Kontext entnommen. Im 21. Kapitel des Johannesevangeliums wird von den Begegnungen des auferstandenen Jesus mit seinen Jüngern berichtet. Die Begegnung mit Petrus steht dabei im Mittelpunkt. Jesus und Petrus – beide Männer waren in einer besonderen Weise freundschaftlich verbunden. Nun aber war es Zeit für eine Aussprache. Petrus hatte Jesus verleugnet, so wie dieser es vorhergesehen hatte. In ihrem Gespräch, das uns im Johannesevangelium überliefert wird, erhält Petrus trotzdem einen besonderen Auftrag von Jesus: Trotz seines Versagens zuvor wird er dreimal mit der besonders verantwortungsvollen Aufgabe betraut, die Anhänger Jesu zu führen und zu betreuen. In diesem Zu-

sammenhang bedeutet das Wort vom Gegürtet- und Geführtwerden eigentlich einen Hinweis auf den weiteren Lebensweg des Petrus, denn die Nachfolge Jesu war zu dieser Zeit eine lebensgefährliche Sache. Trotzdem ermuntert Jesus Petrus, ihm nachzufolgen – und wir dürfen sicher sein, dass er ihm seine unverbrüchliche Begleitung ebenfalls zugesagt hat.

So wie Petrus dürfen auch wir darauf vertrauen, dass Gott uns auf unserem Lebensweg begleitet. Seit unserer Taufe ist Gott an unserer Seite. Er hat uns dabei kein sorgloses Leben versprochen, sondern er hat uns zugesagt, dass uns nichts von ihm trennen kann, was auch geschieht. Gott hält und trägt uns wie ein Vater sein Kind. Und er wird uns durch alle Herausforderungen und Zumutungen des Lebens heimführen in seine Ewigkeit. Das glauben und hoffen auch demenziell erkrankte Menschen, denn sie haben eine ganz besondere Gabe, mit der sie die Welt um sich herum erleben: ihre Emotionalität. Das Fühlen und Spüren, das Stimmungen erahnen und aufnehmen ist ihre Weise, in der Gegenwart zu kommunizieren. Da lassen sich schöne Entdeckungen machen. Als ich kürzlich einer demenzkranken Frau zum Geburtstag gratulierte, hat sie sich sehr über mein mitgebrachtes Geschenkheft gefreut. Sie hat es durchgeblättert und sich von den bunten Fotos zum Lesen der Psalmworte anregen lassen. *„Gott ist gut zu uns“*, stand da, oder: *„Bei Gott bist du geborgen wie in den Mauern einer Burg“*. Diese Worte haben sie sehr berührt. *„Wenn du Gott hast, da brauchst du nichts mehr!“* – und indem sie das sagte, strahlte sie über das ganze Gesicht. An diesem Tag war ich die Beschenkte – so viel Glaubensgewissheit hatte ich bei dem betagten Geburtstagskind nicht erwartet.

Für Angehörige und Pflegekräfte ist es allerdings schwer, die Veränderungen mitzuerleben, die eine Demenz

mit sich bringt. Unter Umständen beginnt ein langer Abschied, mit dem manch einer nicht umgehen kann. Die Rollenaufteilung in der Familie ändert sich, Söhne und Töchter müssen zunehmend Verantwortung übernehmen – oft auch der Partner oder die Partnerin. In solch einer existenziellen Situation ist es schwer, die nötige Gelassenheit aufzubringen. Missverständnisse und gegenseitige Kränkungen sind oft die Folge. Wenn etwa die pflegebedürftige Mutter mit einem Mal wieder ihre geliebte Kittelschürze haben möchte, die sie seit 45 Jahren nicht mehr getragen hat und sich nicht von ihrem Wunsch abbringen lässt, kann das zum schweren Konfliktpunkt mit der Tochter werden, die für dieses Ansinnen kein Verständnis aufzubringen vermag. Hier braucht es noch viel mehr Information und Aufklärung in der Angehörigenarbeit, damit diese besser mit der veränderten Persönlichkeit ihrer pflegebedürftigen Familienmitglieder und mit ihren eigenen Bedürfnissen umgehen können. Die Demenz des Vaters oder der Mutter führt ja auch die Angehörigen auf Wegen, die diese sich nicht selbst ausgesucht haben. Die Wesensveränderung mitzuerleben, ist schwer und tut weh. Gut, wenn es dann ein Seelsorgeangebot gibt, wenn man im geschützten Raum aussprechen kann, was sonst unsagbar bleibt.

Auch den Pflegenden verlangen Demenzkranke viel ab – egal, ob in der stationären oder in der häuslichen Pflege. Gerade die Unmöglichkeit, den Alltag mit Demenzkranken irgendwie zu strukturieren angesichts des Orientierungsverlusts des kranken Menschen, ist kräfteraubend und anstrengend. Da ist es nötig, auf die eigenen Ressourcen zu achten, behutsam mit sich selbst umzugehen und für eigene Erholungszeiten zu sorgen, um nicht in der Betreuung aufgefressen zu werden.

*„Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Als du jünger warst, gürtetest du dich selbst und gingst, wo du hin wolltest; wenn du aber alt wirst, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein anderer wird dich gürteten und führen, wo du nicht hin willst.“* – Wie gut, dass wir nicht allein sind, wenn wir Hilfe brauchen! Auch wenn wir nicht über alle Wege im eigenen Leben selbst bestimmen können, so dürfen wir doch darauf hoffen und vertrauen, dass andere es gut mit uns meinen. Ich kenne viele engagierte Familienangehörige und Pflegekräfte, die sich unaufgeregert und menschlich für Demenzkranke einsetzen. Da vollzieht sich langsam ein notwendiger Wandel in unserer Gesellschaft. Trotzdem ist es gut, nicht immer allein verantwortlich zu sein. Zu wissen, dass Gott uns alle trägt und hält, kann eine große Entlastung sein. Unser Glaube kann zwar nicht alle Zumutungen des Lebens auflösen, er kann aber unsere Einstellung dazu auf hoffnungsvollere Beine stellen. Denn bei Gott geht niemand verloren, was auch immer er im Leben verlieren mag – und sei es am Ende sich selbst.  
Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus.

Amen.

Friedhelm Borggreffe\*

## **Kahle Bäume**

*(Andacht im Südwestrundfunk zu Joh 17, 24)*

Auch kahle Bäume sind schön. Sie zeigen alles, was ein Baum hat: Kraft, Vielfalt, Sehnsucht nach Himmel und Licht, aufrechten Stand, tiefe Wurzel, Fruchtsätze, Knospen schon. Kahle Bäume sind auch schön. Kahle Bäume, wirre Äste, wirre Gedanken.

---

13

---

Ich habe da eben von Krankheit gesprochen. Von einer Krankheit, die wir gerne verdrängen und als Demenz bezeichnen. In vielen Familien und Altenheimen ist das eine große Not. Und in der Not wurde auch das Wort geboren: Demenz. Ein schlimmes Wort. Es tut so als ob ein Mensch ohne Seele sein könnte. De-mens. Das bedeutet ja wohl übersetzt: der Geist ist abwesend. Der Mensch da ist weggetreten.

Doch jeder, der einen Menschen kennt, der sein Gedächtnis verloren hat, weiß: Kahle Bäume sind auch schön. Sie verlieren ihre Blätter. Aber sie können immer noch ihre ganze Schönheit zeigen. Ja, in ihnen steckt sogar noch Musik und Gesang, Farbe und Form. Da leuchtet Kindheit auf. Solches Wissen kann uns helfen, mit dem, was verloren ist, umzugehen.

Es geht ja viel verloren im Leben. Nicht nur das Gedächtnis. Auch Menschen verlieren wir, wenn wir auseinandergehen oder wenn sie uns wegsterben. Das ist schmerzhaft. Bäume verlieren ihre Blätter. Das bedeutet Herbst, Winter, Frost, Kälte. Aber es bleibt etwas. Es bleibt sogar



etwas Schönes. Auch wenn es vielleicht nur ein Lebensabschnitt war. Abschied und neues Leben. Jesus kann beim Abschied sogar sprechen von der Herrlichkeit Gottes. Und er bittet Gott darum: *„Vater ich will, dass, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast.“* Er will uns alle mitnehmen in die Schönheit und Herrlichkeit des Vaterhauses. Dahin sind wir unterwegs im Advent.

Kahle Bäume sind auch schön. Wenn ich aus dem Fenster schaue, begreife ich das. Heute früh denke ich besonders an die Kranken mit dem verirrten Gedächtnis. Die fragen wie ich: Was habe ich da eben gesagt im Radio?

Friedhelm Borggrefe

## **Aus einer Weihnachtspredigt über Joh 3, 31–36**

*„Wer es annimmt, der besiegelt, dass Gott wahrhaftig ist“, heißt es hier geheimnisvoll.*

15

Das Stichwort heißt: annehmen. Einfach annehmen, so wie es ist. Wie soll das funktionieren?

In dieser Woche habe ich etwas davon erleben können. Das war bei einem Besuch. Auch so eine alte, komplizierte Geschichte, ein Pflegefall. Demenz. Der Mann saß da. Kein Wort. Kein Gedächtnis. Kein Blick. Ich hab' ihn lange gekannt. Ingenieur. Große Verantwortung. Und eine liebe Familie. Die Kinder waren oft bei uns im Kindergottesdienst. Jetzt waren sie alle erwachsen. Wie hatten die Eltern sich gefreut auf das Alter.

Und jetzt? Jetzt rief die alte Frau mich an, sie erlebte das alles als Katastrophe: „Kommen Sie mich besuchen. Ich bin am Ende, fertig. Ich kann es nicht annehmen!“ Das war für mich das Alarmzeichen hinzugehen: „Nicht annehmen“. Und wissen Sie, was wir erlebt haben? Es war ja nur ein kurzer Besuch bei dem verwirrten Mann. Und alle meine Versuche, ihn zu erinnern an Dinge, die wir gemeinsam erlebt haben, haben nicht funktioniert. Aber dann habe ich ihn gefragt: „Sie singen doch gern, oder? Sie waren doch im Chor. Sie waren im Bass und ich im Tenor.“ Da hat er „Ja“ gesagt und gelächelt. Und dann haben wir gesungen, zum Staunen der Frau, die es nicht annehmen konnte. Wir haben

gesungen: „Macht hoch die Tür“, alle Strophen bis „Komm o mein Heiland Jesus Christ.“ Sogar die fünfte Strophe von „Macht hoch die Tür“ hat der demente Mann gewusst. Das war zum Staunen. Und als wir auseinandergingen, da wollte er noch einmal singen. Und mir altem Esel fiel natürlich nichts Besseres ein als „Unsern Ausgang segne Gott unsern Eingang gleichermaßen. Segne unser täglich Brot segne unser Tun und Lassen.“ Aber als wir an die Stelle kamen: „Segne uns mit selgem Sterben und mach uns zu Himmelerben“, da haben wir alle lachen müssen, denn wir wollten leben, Weihnachten erleben. Und mit einem Male wussten wir: Das Leben geht weiter. In allem Leide, in Dir ist Freude. Und wir haben die Kraft es anzunehmen. Da war Weihnachten.

*Beate Braner-Möhl*

## **Predigt zum Thema Demenz (Prediger Salomo 2, 12–26)**

*Der Herr schenke uns erleuchtete Augen des Herzens, damit wir erkennen, zu welcher Hoffnung wir durch ihn berufen sind. Amen*

---

17

---

Es ist gut etwas über das Phänomen Demenz zu wissen. In der Begegnung mit Menschen mit Hirnleistungsstörungen soll man das aber ganz schnell wieder vergessen. Diese Aussage habe ich in einer von vielen Publikationen über das Thema Demenz gelesen.

Liebe Gemeinde!

Nach fast 10 Jahren, in denen ich mich beruflich mit dem Thema befasse, bin ich für mich zu der Erkenntnis gelangt, dass das stimmt. Denn auf was kommt es denn in der Begegnung mit Menschen an, ob mit einer Hirnleistungsstörung oder ohne? Zunächst einmal gilt es den Menschen zu sehen und nicht die Erkrankung. Es ist auch nicht wichtig, was die Person alles nicht oder nicht mehr kann. Auch ob der Mensch sich viel Wissen angeeignet hat, ist aus meiner Sicht beim ersten Kontakt nicht ausschlaggebend.

Hören wir Gottes Wort dazu im Buch des Predigers Salomo Kapitel 2, 12–26:

*Da wandte ich mich, zu betrachten die Weisheit und die Tollheit und Torheit. Denn was wird der Mensch tun, der nach dem König kommen wird? Was man schon längst getan hat. Da sah ich, dass die Weisheit die Torheit übertrifft wie das Licht die Finsternis; Dass der Weise seine Augen im Kopf hat, aber die Toren in der Finsternis gehen; und ich merkte doch, dass es dem einen geht wie dem andern. Da dachte ich in meinem Herzen: Wenn es denn mir geht wie dem Toren, warum hab ich dann nach Weisheit getrachtet? Da sprach ich in meinem Herzen: Auch das ist eitel. Denn man gedenkt des Weisen nicht für immer, ebensowenig wie des Toren, und in künftigen Tagen ist alles vergessen. Wie stirbt doch der Weise samt dem Toren! Darum verdross es mich zu leben, denn es war mir zuwider, was unter der Sonne geschieht, dass alles eitel ist und Haschen nach Wind. Und mich verdross alles, um das ich mich bemüht hatte unter der Sonne, weil ich es einem Menschen lassen muss, der nach mir sein wird. Denn wer weiß, ob er weise oder töricht sein wird und soll doch herrschen über alles, was ich mit Mühe und Weisheit geschafft habe unter der Sonne. Das ist auch eitel. Da wandte ich mich dahin, dass ich mein Herz verzweifeln ließ an allem, um das ich mich mühte unter der Sonne. Denn es muss ein Mensch, der seine Arbeit mit Weisheit, Verstand und Geschicklichkeit mühsam getan hat, es einem andern zum Erbteil überlassen, der sich nicht darum bemüht hat. Das ist auch eitel und ein großes Unglück. Denn was kriegt der Mensch von aller seiner Mühe und dem Streben seines Herzens, womit er sich abmüht unter der Sonne? Alle seine Tage sind voller Schmerzen, und voll Kummer ist sein Mühen, dass auch sein Herz des Nachts nicht Ruhe findet. Das ist auch eitel. Ist's nun nicht besser für den Menschen, dass er esse und trin-ke und seine Seele guter Dinge sei bei seinem Mühen? Doch dies sah ich auch, dass es von Gottes Hand kommt. Denn wer kann fröhlich essen und genießen ohne ihn? Denn dem Menschen, der ihm gefällt, gibt er Weisheit, Verstand und Freude; aber dem Sünder gibt er Mühe, dass er sammle und häufe und es doch dem gegeben werde, der Gott gefällt. Auch das ist eitel und Haschen nach Wind.*

Liebe Gemeinde,

harte Worte des Predigers Salomo. Ein Pessimist oder ein Realist? Alles Wissen und das Verlassen auf den eigenen Verstand nützt dem Menschen am Ende nichts. Den Gebildeten geht es genauso wie den weniger Gebildeten. Diese Aussage Salomos spielt bei der Krankheit Demenz oft eine Rolle.

Das ist eine häufig gestellte Frage: Bekommt ein Mensch eher eine Demenz, wenn er weniger gebildet ist? In der Presse hören wir häufig von Menschen, die an Demenz erkrankt sind, denen gerade eine hohe Intelligenz zugeschrieben wird. Aber es geht hier ja nicht um einen medizinischen Vortrag. Es geht nicht um die richtige ärztliche Behandlung oder die neueste Therapie gegen Demenz. Salomo sagt, es trifft alle und sich nur auf sein Wissen und seinen Verstand zu verlassen, ist eitel und Haschen nach Wind. Es kann alle Menschen treffen, Gebildete und vermeintlich weniger Gebildete. Und weiter sagt er: Wer das Leben und die Gaben nicht grundsätzlich als Geschenk Gottes erkennt, sondern als Ergebnis seines eigenen Mühens und Schaffens, kann nicht genießen.

Das Leben genießen, das können auch Menschen mit Demenz und sie tun es auch. Sie genießen das Zusammensein mit anderen Menschen. Sie genießen, wenn jemand ihren Lebensgeschichten zuhört und sich ehrlich dafür interessiert. Sie genießen es, einer Musik zu lauschen, sie genießen eine Theateraufführung. Sie genießen ein schönes Essen. Sie lachen, sie weinen, sie genießen das Leben, trotz Demenz.

Ich übe mich im Umgang mit Menschen mit Demenz ständig darin, mit dem Herzen zu sehen, zu fühlen und zu

hören und mich weniger auf mein Wissen über die Krankheit oder auf meinen Verstand zu verlassen. Das ist eine Haltung, die wir im Diakonischen Werk Odenwald auch den Menschen vermitteln wollen, die als Freiwillige in unseren Betreuungsgruppen für Menschen mit Demenz mitarbeiten möchten. Diese Haltung bedeutet auch, Menschen mit Demenz zu fragen, was sie wirklich möchten, was sie sich wünschen und nicht, dass wir vermeintlich Gesunden wissen, was sie wollen oder was ihnen gut tut.

Eine Ehefrau erzählte im Angehörigengesprächskreis, dass ihr Mann sich wünscht, dass andere seine Situation verstehen mögen. Er möchte mit anderen Erkrankten sprechen und erfahren, wie es ihnen damit geht. Ein Gast in einer unserer Gruppen möchte etwas anderes als seinen Alltag erleben, er möchte unter Menschen sein und so akzeptiert werden wie er ist.

Aber auch die Angehörigen haben Wünsche, sie wollen mehr und früher von kompetenten Stellen unterstützt werden. Sie wünschen sich mehr Verständnis innerhalb der eigenen Familie, aber auch vom Umfeld.

Darum ist auf der einen Seite durchaus ein bestimmtes Maß an Wissen über die Erkrankung Demenz wichtig, denn es ist fatal zu denken, dass die Betroffenen grundsätzlich nicht mehr in der Lage seien, Entscheidungen zu treffen.

Eine Praktikantin hatte vor dem Besuch in einer unserer Gruppen zunächst auch die Vorstellung, Menschen mit Demenz seien eine Art Zombies, geistlose Körper, die nichts mehr können. Sie kam nach ihrem Praktikum zu der Erkenntnis, dass es sich ja um ganz normale Menschen handelt, mit denen durchaus sinnhafte Gespräche möglich sind.



Uns begegnen in unserer Arbeit Menschen mit einer großen Lebensweisheit, mit spannenden Lebensgeschichten, großem Lebenswillen und starken Charakteren trotz einer Krankheit, die zunehmende Unterstützung durch andere bedeutet.

In der Arbeit mit den Angehörigen ist uns wichtig, dass sie sehen lernen, was die erkrankte Person noch kann und das zu fördern und nicht zu schnell Dinge an deren Stelle zu übernehmen. Die Angehörigen sollen in den verschiedenen Situationen, die auftreten können, handlungsfähig bleiben und sich nicht völlig hilflos fühlen. Es ist ein Prozess für alle, direkt Betroffene und die direkte Bezugsperson oder die ganze Familie, auch noch das Schöne zu sehen, das ja auch noch da ist.

Noch bewusster auf diese schönen Erlebnisse zurückzuschauen und zu nutzen. Sich zu erinnern, an Gefühle, Stimmungen, die dadurch ausgelöst wurden. Mit dem Herzen zu sehen, was gut tut, entspannt und nicht unnötig Stress beim Kranken oder bei sich selbst auslöst. Sich bewusst zu machen, was wirklich wichtig ist.

Ein Angehöriger hat in einer Beratung erzählt: Der Arzt hat gesagt, er kann nicht mehr tun, der Apotheker hat gesagt, er kann nicht mehr tun. Wo das fachliche Wissen an seine Grenzen gelangt, braucht es andere Kräfte zum Weiterleben.

Hier schließt sich der Kreis wieder und ich komme zu Salomo zurück. Das Leben grundsätzlich als ein Geschenk Gottes anzunehmen. Auch bei Menschen mit Demenz deren noch vorhandene Gaben und Fähigkeiten weiter zu fördern und die Lebensleistung anzuerkennen und wertzuschätzen.

Da komme ich noch einmal auf den Kanzelgruß zu Beginn der Predigt zurück: Der Herr schenke uns erleuchtete Augen des Herzens, damit wir erkennen, zu welcher Hoffnung wir durch ihn berufen sind. Und ich erweitere ihn um zwei Wörter:

Der Herr schenke uns erleuchtete Augen des Herzens, damit wir erkennen, zu welcher Hoffnung wir durch ihn für andere berufen sind.

Und der Friede Gottes, der höher ist als all unser Denken und Planen, der bewahre unsere Herzen und Sinne, in Jesus Christus.

Amen.

*Michael Frase*

## **Predigt zur Ausstellung „Kunst trotz(t) Demenz“ in Frankfurt 2012 (2. Mose 20, 1–17)**

*Gnade und Friede sei mit euch von unserem Vater  
und von unserem Herrn Jesus Christus!*

23

Liebe Gemeinde,

hinter dem Altar dieser Kirche ist ein Kunstwerk aufgerichtet, das an spätgotische Altartafeln anzuknüpfen scheint. Das Diptychon mit dem Namen „Dementia“ hat der Künstler Johann P. Reuter angefertigt. Mit ihm hat er die persönliche Erfahrung mit seiner demenzkranken Mutter nach deren Tod künstlerisch verarbeitet.

Zwei rechteckige Tafeln in gleicher Größe stehen nebeneinander. Sie werden allerdings scheinbar zusammengefasst und verbunden durch einen weißen Balken, der sich im unteren Teil beider Bilder verbindend erstreckt. Dieses abstrakte oder konkrete Bildwerk ist kein Abbild einer Situation, setzt keine Sichtweisen und Gedanken des Künstlers symbolisch oder bildhaft um, sondern bewegt sich ausschließlich in der Abstraktion.

Im Katalogband zu dieser Ausstellung schreibt Marcus Nitschke zu diesem Bild, dass es symbolhaft die Brücke zwischen Hier und Dort, zwischen Leben und Tod zeigt.

„Trauer und Bitterkeit sind hier ebenso zu finden wie das Trösten, Vertrauen aus einer gemeinsamen Lebenszeit, da es auch hinter dem Schleier der fortschreitenden Demenz spürbar bleibt.“

Sie haben eine Fotografie dieses Diptychons auf dem Gottesdienstblatt erhalten. Es soll Sie an diese Ausstellung erinnern und vielleicht auch im Kontext der nächsten Zeit ein wenig in Ihren eigenen Alltag begleiten.

Die Evangelische Kirche vereinigt in ihrer geschichtlichen Tradition zwei sehr unterschiedliche Ströme der theologischen Bedeutung von Bildern. Zunächst jahrzehntelang unversöhnlich stand die Auffassung der lutherischen Kirchen zur Bedeutung und zur Wertigkeit der Bilder denen der Reformierten Kirchen konträr gegenüber.

Nach dem Heidelberger Katechismus und der Tradition der Reformierten Kirche werden die 10 Gebote entsprechend dem 2. Buch Mose, Kapitel 20, 1–17, gezählt. Danach heißt es im zweiten Gebot: *„Du sollst Dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen, weder von dem, was oben im Himmel, noch von dem, was unten auf Erden, noch von dem, was im Wasser unter der Erde ist: Bete sie nicht an und diene ihnen nicht! Denn ich, der HERR, dein Gott, bin ein eifernder Gott, der die Missetat der Väter heimsucht bis ins dritte und vierte Glied an den Kindern derer, die mich hassen, aber Barmherzigkeit erweist an vielen tausenden, die mich lieben und meine Gebote halten.“*

Dieses radikale Bildnisverbot, das die Reformierte Kirche in der Tradition des Volkes Israel beachtet und übernommen hat, wurzelt in der Sorge, dass alle Bilder latent dazu anregen könnten, sie anstatt der wahren Gottheit zu verehren oder sie so zu betrachten, dass sie ein göltiges Bild der Gottheit abgeben. *„Bete sie nicht an, und diene Ihnen*

*nicht!*“ So ist dieser Kern zusammengefasst, und letztlich liegt darin dieses Bildnisverbot in seiner Radikalität begründet. Wenn wir nun das Diptychon von Johann P. Reuter betrachten, so scheint zunächst dieses Bildnisverbot in der Tradition des Alten Testaments und der Reformierten Kirche Beachtung zu finden, denn ein solch abstraktes Werk kann nicht dazu verleiten, in ihm ein konkretes Abbild einer göttlichen Wirklichkeit zu sehen. Abstrakte und konkrete Kunst ist konform mit diesen Bildnisverboten, weil sich dahinter nicht eine andere Wirklichkeit verbirgt, die uns anstelle der derzeitigen Gegenwart beeinträchtigen könnte. „Dementia“ zeigt uns keinen Menschen, zeigt uns keine Handlung, zeigt uns kein Abbild von Wirklichkeit, das die Wirklichkeit eventuell zu ersetzen droht. Und dennoch verstärkt es das Thema in der Reduktion dieser beiden Seiten in einer helleren und dunkleren Farbfassung, nicht so kontrastierend, als wären sie in schwarz-weiß gefasst, sondern changierend zwischen zwei Grau- und Violett-Tönen, die dieses große Bild flächig, aber strukturiert, auszeichnen.

Leben und Tod, das ist eben nicht nur schwarz-weiß, und in den unterschiedlichen Farbtönen dieses Bildes wird deutlich, dass diese Übergänge durchaus fließend sind. Gerade in der Demenz wird dieses erkennbar. Verlieren doch Menschen, die an Demenz erkranken, Stück für Stück und zeitlich fortschreitend immer stärker ihre eigene Persönlichkeit, verlieren immer mehr ihr eigenes Selbstbild, ihr eigenes Ich. Der Verlust des eigenen Ichs aber ist eben auch mit dem fließenden Übergang in das Sterben der Persönlichkeit und damit des physischen Todes des Menschen verbunden.

Die aufmerksame Beachtung, dass Bilder wirken, dass Bilder Abbilder werden können und eine Wirklichkeit produzieren, welche die echte Wirklichkeit dann am Ende ersetzt,

dieser Sorge zu begegnen ist auch Aufgabe von konkreter Kunst. Die Radikalität des Bildnisverbotes findet in der Evangelischen Kirche keine durchgängige Beachtung, denn die lutherische Tradition, die den Bildern sehr wohl Bedeutung, pädagogischen Wert und eine bestärkende Funktion für den Glaubenden zusprechen, ist anerkanntermaßen gleichrangig zu dem Verständnis der Bildlosigkeit, wie sie die Reformierte Kirche entwickelt hat. Es ist aber wohlthuend, dass mit diesem Diptychon und anderen abstrakten Bildern, wie wir sie in der Ausstellung finden können, sehr wohl dieses letzte Geheimnis des Lebens, des Sterbens, das in dem großen Geheimnis Gottes gründet, nicht aufgehoben wird oder einer scheinbaren Deutung und Offenbarung zugeführt wird. Letztlich verschwimmt hinter dem Bild des Diptychons diese für uns nicht greifbare, nicht fassbare Gegenwart Gottes vollständig.

Wie steht es aber nun mit unseren Bildern? Denn auf der anderen Seite können wir Menschen ohne Bilder und Bildvorstellungen gar nicht leben und existieren. Ja, es gehört sogar zur bewussten Persönlichkeit eines jeden Menschen, dass er Bilder sehen, Bilder produzieren, dass er Imagination selbst entstehen lassen kann. Die moderne Gehirnforschung weiß längst und ist sich dessen bewusst, dass wir von unserem Gehirn permanent Bilderproduktionen vorgestellt bekommen. Das Unterbewusstsein versorgt das Bewusstsein ständig mit einem Abgleich der Wirklichkeit vor dem Hintergrund der abgespeicherten Daten zu erinnernden Bildern, die diese Wirklichkeit überhaupt erst deutend und assoziativ in unser Bewusstsein nehmen können.

Ohne die Bildergalerie in unserem Unterbewusstsein würden wir sehen und dennoch nichts verstehen können. Denn erst durch die Deutung der gesehenen Wirklichkeit im

Unterbewusstsein ist es uns möglich, dass wir uns bildhaft diese Wirklichkeit im wahrsten Sinne des Wortes vor Augen führen und vorstellen können. Mit anderen Worten: Ohne die Bilderproduktion unseres Gehirns würde unser Bewusstsein nicht entstehen, nicht funktionieren können. Wir könnten diese Welt nicht erkennen. Das heißt: Ohne Bilder ist unser „Ich“ verloren. Genau dieses aber ist der Prozess bei fortschreitender Demenz, den die erkrankten Menschen durchleiden müssen. Je mehr die Bilder verloren gehen, je mehr die Fähigkeit, Bilder zu produzieren und im Bewusstsein zu verarbeiten, schwindet, weil im Unterbewusstsein die sinnhaften Verknüpfungen der Eindrücke der Außenwelt mit den gespeicherten Erkenntnissen der Innenwelt des Menschen nicht mehr gelingen, umso mehr verliert sich langsam und stetig das Bewusstsein seiner selbst und die Verbindung zu dieser Welt.

Insofern stellt für mich das Diptychon von Johann P. Reuter eine Konkretisierung dieses Verlustes dar. Demenz bedeutet eben in seiner letzten Konsequenz, dass die Bildwelt nicht mehr existiert, dass das, was aus Sinneseindrücken auf uns einströmt, keinerlei Bedeutung mehr zugeführt werden kann. Es gelingt nicht mehr, die Reproduktion der Erfahrungen mit den Eindrücken der Wirklichkeit zu Bildern zu komponieren, die uns ein Bewusstsein davon geben, was die unmittelbare Wirklichkeit im Moment für uns ist.

Die Grau- und Violett-Töne des Diptychons stehen zwar auf der einen Seite für diese Gegensätzlichkeit des Lebens und des Sterbens. Auf der anderen Seite aber im Hinblick auf Demenz auch für die nüchterne und eben erschütternde Erfahrung, dass diese Wirklichkeit am Ende nur noch in diese grau Schattierungen ohne Konturen und ohne erkennbare Symbolhaftigkeit erlebt wird.



Wenn das zweite Gebot in der Tradition des Volkes Israel und der Reformierten Kirche als ein Bilderverbot zu werten ist, das davor bewahren soll, die Gottesebenbildlichkeit dieser Bilder zu provozieren, so ist diese Mahnung im religiösen Kontext sehr ernst zu nehmen, dass wir uns in unserer eigenen Produktion der Bildwelt einer Wirklichkeit nicht verlieren und diese für ein reales, wirkliches Abbild der ganzen Welt, des ganzen Kosmos und damit auch Gottes deuten. Auf der anderen Seite ist der Mensch nur Mensch, weil er Bilder produziert. Ob gemalte oder in Bronze gegossene Bilder entstehen, oder lediglich die Produktionen in unserem Bewusstsein durch unser eigenes Gehirn, ohne das Bilden von Vorstellungen kommen wir nicht aus. Wenn dieses verloren geht, entsteht am Ende ein Menschsein, das das eigene Ich nicht mehr kennt. Zugespitzt könnte man sagen: Wir sind als Menschen nur deshalb Menschen, weil wir ständig Bilder produzieren können. Der schleichende Verlust dieser Fähigkeit führt zu einem immer stärkeren Verlust des eigenen Ichs. Wenn die Bildwelt in unserem Kopf völlig erlischt, dann ist das der Tod, der Tod des eigenen Bewusstseins.

Die Bilder in dieser Ausstellung und die Künstlerinnen und Künstler spüren aufgrund ihrer Erfahrungen und ihrer Auseinandersetzung mit dem Thema diesem schleichenden Verlust der Fähigkeit, Bilder zu komponieren, nach. Sie tun das ganz bildhaft oder sie tun das abstrakt und konkret, wie Johann P. Reuter. Für mich beschreibt diesen Prozess das Bild auf der Rückseite der Bänke auf der linken Seite, wo sich das Selbstportrait des Künstlers langsam verliert und auflöst, die Ränder fließend in das Umfeld hineinragen und die Konturen des Gesichtes sich schon auflösen. Dieser Prozess der Auflösung der Person ist in diesen Bildern genau zu fassen, die Gestalt verliert sich, die Gestalt löst sich

auf. Es ist ein Sterbeprozess, der das Ich am Ende nicht mehr erkennbar werden lässt.

Die Lutherische Kirche hat sich in anderer Weise die Bilder angeeignet. Neben ihrer Bildkritik, die sie dem Bilderkultus ihrer Zeit entgegensetzte, gab es auch die Aneignung einer Bildkritik. Die Bilder sollten lesbar werden, so wie die Texte der Bibel und ihre Auslegung.

Die Werkstatt von Lucas Cranach dem Älteren setzt sehr frühzeitig diese Programme um. Die großen berühmten Altäre – vor allem in Wittenberg – werden zu „Schaubildern der neuen Lehre“, sie sind keine Kultbilder mehr. Bild und Predigt stehen nebeneinander, um den Glauben zu stärken und den Menschen nahe zu bringen.

„Während ihre katholischen Vorgängerbilder nur himmlische Autorität zugelassen hatten, richteten die neuen Bilder gleichsam einen Spiegel auf die Gemeinde, die sich darin erkannte. Sie fand sich außerdem im trauten Umgang mit Christus und den Aposteln wieder, als wären die Zeiten des Urchristentums zurückgekehrt. Mit diesem dokumentarischen Realismus, der an Reportage grenzte, veränderten die Bilder ihren Charakter von Grund auf. Sie luden das Publikum fortan dazu ein, darüber zu debattieren, welches Argument ins Bild kam und wo es dort am besten platziert werden konnte.“ So schreibt Hans Belting über das echte Bild. Das katholische Andachtsbild wurde völlig verändert. Statt der „Einführung in die Heiligen“ wurde nun in den Bildern letztendlich die Biblische Botschaft der Predigt aufgegriffen. „Im Gottesdienst konnte man auf ihnen mit den unbeschäftigten Augen verweilen, während man der langen Predigt lauschte. Auch wenn man die Augen schweifen ließ, behielt das Wort am Ende die Herrschaft über das Bild.“ (Nach Hans Belting, Das echte Bild, Seite 183)

In gewisser Weise trifft sich die lutherische Bildauffassung sogar mit der Sorge der reformierten Ablehnung der Bilder, denn auch beim lutherischen Bildverständnis droht nicht mehr, dass die Bilder zu einem Medium werden, welches das Göttliche in der Gegenwart abbildet. Letztendlich verweigern sich die lutherischen Bilder genau diesem Zugang. Sie sind Interpretation, Verstärkung des Wortes, welches gepredigt und geglaubt wird und erreichen nicht mehr eine eigene Autonomie, die eigene Zugänge zum Glauben unabhängig vom Worte Gottes, wie es in der Bibel bezeugt wird, ermöglicht. Die Gefahr, in der Bildverehrung die Gottesverehrung als ein göttliches Abbild zu sehen, ist damit gebannt.

Wie lässt sich also nun theologisch diese zeitgenössische Kunst, die Zugänge zu dem schwierigen Thema Demenz auf andere Weise ermöglicht, in einem solchen christlichen – oder konkreter – evangelischen Bildverständnis einordnen und fassen?

Zunächst nehmen wir mit Aufmerksamkeit die begrenzte Möglichkeit der Bilder wahr, dass sie letztlich Wirklichkeit nicht allumfassend abbilden können und vor allem die Dimension des Göttlichen nicht annähernd zu berühren vermögen. Mit dieser klaren Grenze des Bildhaften in unserem Leben wird aber auch eine Grenze beschrieben, die die Abgrenzung menschlicher Erfahrung und göttlicher Wirklichkeit beschreibt. Das klare Nein im evangelischen Bildverständnis im Verhältnis zur Wirklichkeit Gottes macht auch deutlich, dass es ein klares Nein der Welterfahrung des Menschen gibt, diese mit dem Göttlichen zu verbinden. Wir können aus unserer Wirklichkeit heraus die Welt nicht allumfassend deuten und erfassen, sondern die Grenze der Bilder ist auch die Grenze in unseren eigenen Köpfen, in unserem eigenen persönlichen Handeln und Tun und un-

serem eigenen Verständnis. Die Grenzen der Bilder sind die Grenze des Menschen selbst. Dass wir Menschen unser eigenes Ich nur deshalb erfahren können, weil wir permanent Bilder dieser Wirklichkeit produzieren und sie mit unserem Unterbewusstsein ständig deutend ins Bewusstsein heben, macht deutlich, dass unsere vorgestellte Wirklichkeit genau wie die Bilder immer nur eine begrenzte ist. Das Diptychon von Johann P. Reuter führt uns das deutlich vor Augen.

In der Auseinandersetzung mit dem Thema Demenz wird unsere eigene Begrenztheit klar. Wir können mit dieser Krankheit nur schwer umgehen, gerade weil uns der Verlust der Persönlichkeit so gravierend vor Augen geführt wird, diese Persönlichkeit, die das Wesentliche des Menschseins ausmacht.

Uns wird aber auch deutlich — und da ist gerade auch diese Bilderwelt, die wir hier in dieser Ausstellung erleben können, sogar tröstlich —, dass es uns nicht gegeben ist, diese Grenze zu überschreiten. Die Grenze des Lebens und die Grenze des Sterbens sind für uns unüberwindbar, und die Vorstellung eines Danach und Darüber hinaus ist uns nicht gegeben. Die göttliche Wirklichkeit beginnt hinter dem Diptychon von Reuter. Sie bildet sich in dieser Kunst nicht ab, genauso wenig wie in unserer vorgestellten Welt.

Das tröstliche an dieser Deutlichkeit der Grenzen unserer Erfahrung aber ist, dass wir als Christinnen und Christen auf die von uns nicht zu durchdringende Wirklichkeit Gottes hoffen und so glauben können. Das „Ja“ Gottes zu seiner Welt wird nicht durch Krankheiten wie Demenz in Frage gestellt oder sogar als „Nein“ zu dieser Welt interpretiert. Es bleibt beim Vertrauen auf einen liebenden Gott, der am Ende der Zeit die Welt mit sich und in sich selbst versöhnt,

und dessen zuwendende Liebe Menschen durch alle Zeiten schon in ihrer Gegenwart erfahren können.

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre Eure Herzen und Sinne in Jesus Christus.

Amen.

*Silke Funk*

## **Predigt anlässlich der Ausstellung „Kunst trotz(t) Demenz“ (1. Sam 16, 7)**

Liebe Gemeinde!

33

„Wie? Du wohnst in einem Altenheim?“ So fragten mich damals viele, als ich noch keine Wohnung in Herne gefunden hatte und der Heimleiter mir unkompliziert anbot, als Pflegestufe 0 in der Einrichtung wohnen zu dürfen, bis ich Geeignetes gefunden hatte. Bis heute waren das meine intensivsten Wohnerfahrungen, die mein seelsorgerliches Arbeiten und Leben mit älteren Menschen geprägt haben. Dort lernte ich mit ihnen, Lebenswirklichkeiten zu teilen, auch zu Zeiten im Hause zu sein, an denen ich nur der Nachtwache begegnete, in einigen Zimmern immer wieder das Licht an und ausging oder Stimmen sich durch die Nacht riefen — einige noch lange auf Gängen ihres Wohnbereichs unterwegs waren. Morgens dann das gemeinsame Frühstück und von meiner Tischnachbarin die obligatorische Brötchenhälfte, die ihr zu viel war und darum schnell unter meiner Nutellatarnung verschwand. Um dann immer wieder erstaunt zu beobachten, wie selbstverständlich es wurde, wie in Minuten aus der Mitbewohnerin die Seelsorgerin wurde, deren Arbeitsalltag nun begann, und die sich erst zum Abendessen wieder wie eine Bewohnerin an ihren Tisch gesellte. Viele Lebensidentitäten habe ich damals kennen lernen dürfen: und die besten Lehrmeister waren die Bewohner selbst, die mir sehr ehrlich und offen Einblick in ihr Leben und ihr Altern schenkten.

In ähnlicher engagierter Weise zieht einen die Wanderausstellung „Kunst trotz(t) Demenz“ mit ihren unterschiedlichen und aufrüttelnden Kunstwerken geradezu mit, sich auf den Weg zu machen; nach den Fragen des eigenen Alters und Alterns ebenso wie dem Tabu „Demenz“ gegenüberzutreten — in offene Augen zu schauen, in Formen auch moderner Kunstgestaltung dem Unaussprechlichen zu begegnen — um aufmerksam zu werden für sich selbst und den Menschen neben sich und schließlich in sich selbst vielleicht die Frage zuzulassen: „Was wäre, wenn ich an Demenz erkrankte ...?“

Denn hier stellen sowohl kunstbegabte Betroffene wie Künstler unterschiedlichen Alters ihre Werke aus.

Cryptographic Art, Kopigraphie, Bilder und Objekte aus unterschiedlichsten Materialien und Teile umfangreicher Fotoreihen ziehen in Bann — lassen uns stehen bleiben, machen nach-denklich, ob hier in der Ev. Johanniskirche oder im Künstlerhaus Schloss Balmoral in Bad Ems.

Fotografien von Ralf Braum, Andrea Esswein, Peter Granser, Michael Hagedorn oder Michael Uhlmann laden den Betrachter ein, auf Augenhöhe zu gehen — in Gesichter zu schauen, die mal voller Angst, dann wieder so in sich gewandt, oder auch abschätzend und kritisch auf uns blicken und dabei nicht stumm bleiben und uns nicht stumm lassen.

Aber welche Worte für das Phänomen „Demenz“ finden, attackiert jede Form dieser Erkrankung doch irgendwann unsere kognitiven und intellektuellen Fähigkeiten. Unsere Sprache, die sonst maßgeblichen Gesetzmäßigkeiten folgt, verrückt sich auf andere Ebenen. Ich verstehe



plötzlich meinen Vater oder meine Mutter nicht mehr, obwohl sie sprechen, obwohl ich ihre Stimme höre.

In ihrer Fotoarbeit „Fräulein Schmid“ zitiert die Künstlerin Andrea Esswein Gedanken aus einem Traktat der erkrankten Hildegard Schmid. Das Leben mit seinen Theorien kann uns auch als Geheimnis anmuten, was das Briefgeheimnis, das Arztgeheimnis, das Amtsgeheimnis und in England, in Great Britain der Secret Service ist.

Als ich einen größeren Ausschnitt dieses Traktats las, lernte ich es wieder, einzelne Sätze zu durchdenken, mich auf die Suche der Gedankenspur zu machen und ebenso, wie wichtig Langsamkeit fürs Verstehen ist. Zu solchen und ähnlichen Entdeckungen macht uns diese Ausstellung Mut. Und als Theologin und Seelsorgerin möchte ich genau diesem Gedanken folgen.

Die Künstlerin Cornelia Rößler nannte eine ihrer vergangenen Video- und Fotografieinstallationen „Vor allem darfst du nicht ängstlich sein“. Thema ist das Motiv „Wohnung, Ort und Behausung“ vor allem dann, wenn ältere Menschen ihre gewohnte Wohnung aufgeben müssen und in ein Pflegeheim umziehen.

Liebe Gemeinde: Wo finden wir dann unseren Ort? Wenn alles wankt, nichts mehr greifbar ist, wo Grenzen verschwimmen und Vertrautes entgleitet und sich in Unbestimmtes verwandelt?

Die Lyrikerin Hilde Domin schreibt:

*Dein Ort ist,  
wo Augen dich ansehen.  
Wo sich die Augen treffen,  
entstehst du.*

*Von einem Ruf gehalten,  
immer die gleiche Stimme,  
es scheint nur eine zu geben,  
mit der alle rufen.*

*Du fielest,  
aber du fällst nicht.  
Augen fangen dich auf.  
Es gibt dich  
Weil Augen dich wollen,  
dich ansehen und sagen,  
dass es dich gibt.*

Verortung dort, wo wir uns achtsam begegnen. Würde dort, wo wir verstehend einander ansehen — mit Neugier für- und aneinander, die bleibt, auch wenn alles wankt und anders wird.

Von diesem besonderen Blick erzählen uns beide Testamente unserer Bibel. Im 1. Samuelbuch lese ich: *Ein Mensch sieht, was vor Augen ist; Gott aber sieht das Herz an.* (1. Samuel 16, 7)

Ein Blick, der auf Liebe aus ist und sich nicht beirren lässt.

Von einem solchen Blick, entdeckt inmitten demenzieller Veränderung, erzählt uns die Mitautorin Petra Uhl-

mann des Buch- und Fotoprojektes „Was bleibt ...“ ergänzend zu den Bildern ihres Mannes Michael Uhlmann.

Es ist die Geschichte von Herrn und Frau J., denen Sie im Foyer dieser Kirche vielleicht schon begegnet sind.

*Beide wurden in den 20er Jahren geboren. Herr J., ältester Sohn einer Familie aus dem ostelbischen Raum, begegnet nach Kriegsende dem jungen, hübschen Mädchen Karoline. Sie ist die Tochter einer Köchin in herrschaftlichem Hause. Hier wächst sie als Einzelkind, als wohl behütetes „Püppchen“ auch der zu bekochenden Herrschaft ans Herz. „Höhere“ Bildung, entsprechende Manieren sollen sie vorbereiten, in „bessere Kreise“ einzuheiraten.*

*Doch es kommt anders. Karoline verliebt sich in den fünf Jahre älteren Gerhard J., der aus eher einfachen Verhältnissen stammt. Er vermag sie mit seinem Charme, seiner natürlichen Herzlichkeit zu verzaubern und darf sie 1947 zum Traualtar entführen.*

*Frau Karoline J. weiß, dass er der Auserwählte ist, ihr Herz sich nicht irren kann. Sie spricht zu ihrer Mutter von „Liebesheirat“ und hatte sie damit überzeugt. Die junge Familie kann der Mutter einen Platz an ihrer Seite einräumen, sie folgt ihnen ein Leben lang, wird als Großmutter die „gute Seele“ einer stetig wachsenden Familie.*

Herr J. steigt beruflich in eine verantwortungsvolle Position auf. Der Beruf und politische Arbeit verlangen vollste Aufmerksamkeit; dabei kommt die Familie zu kurz. Frau J. kümmert sich neben kleinerer Berufstätigkeit um die Ordnung zu Hause, während die 3 Kinder vor allem von der Großmutter versorgt werden. Zwischen den Eheleuten gab es kaum Zeit für Zweisamkeit; Alltag waren eher Missverständnisse und Auseinandersetzungen. Hilfslosigkeit als Antwort auf permanenten Zeitmangel. Erst in der Nähe des

Rentenalters entdecken seine Kinder eine vermisste Seite ihres Vaters.

*... „(sie) bemerken ein Aufflackern seines inneren Strahlens, eine Seite von ihm, die er lange nicht zulassen konnte, die Herzlichkeit und Wärme hinter einer harten Schale durchblicken lässt. Sein Leben begleitet nicht mehr so sehr der Wunsch, die Kinder möchten gesellschaftliche Anerkennung erfahren, sondern zunehmend die Sorge, sie könnten nicht glücklich sein.*

Ein Mensch sieht, was vor Augen ist; Gott aber sieht das Herz an.

*Mit fortschreitendem Alter werden die Tage gleichförmiger, leerer. Er fällt in ein Loch, es will gestopft werden. Jahre, Jahrzehnte waren gefüllt mit Arbeit. Es gab keine Zeit und Gelegenheit für Hobbies, für Spiel und Spaß, für Gemeinsames.*

*(...) Seine Visionen, seine Rolle, Identifikationen mit seiner jahrzehntelangen Tätigkeit lösen sich auf, entgleiten ihm. Er muss sich selbst neu finden.*

*Du fielest,  
aber du fällst nicht.  
Augen fangen dich auf.*

*In den Jahren seiner beginnenden Demenz wendet er sich wieder intensiver seiner Frau zu. Er entdeckt seine „verlorene Prinzessin“. Ihre Beziehung zueinander, er selbst, wird zunehmend weicher, gütiger, herzlicher. Ohne zu beachten, was das Umfeld denkt, kann er seine erneut erwachende Liebe nähren, sich hingeben. (...) Viele selbst auferlegte Hemmungen und Verhaltensregeln gelten nicht mehr, Schranken sind gefallen, seine Augen leuchten. Er hört seine innere Stimme wieder, scheint einem wohlbekannten Licht folgen zu können. Es liegt Stille, etwas wunderbar Ergreifendes in der Luft.*

*Dein Ort ist,  
wo Augen dich ansehen.  
Wo sich die Augen treffen,  
entstehst du.*

Liebe Gemeinde: Trotz Verwirrung, trotz Verlust von Teilwirklichkeiten hat hier zwischen diesen beiden Menschen Neues — so lange Vermisstes — zurück ins Leben gefunden. Der Kuss im mittleren Bild steht für die Zweisamkeit, die so lange ausgesperrt war.

*Die körperliche Nähe des geliebten Menschen, die Gelassenheit, sich dem Fluss des Lebens hinzugeben, Gefühle und Erinnerungen den Raum zu lassen, Stille zu erfahren, ist ihre Art gelebter Zweisamkeit. (...)*

*Für sie hat die Suche nach dem Prinzen, der Prinzessin ein Ende gefunden, sie sind angekommen. Nun brauchen sie Menschen, die verstehen, sie ernst nehmen, durch den Alltag geleiten und ihnen die Möglichkeit geben, in ihrer Art zu sein.*

Erinnern Sie sich an die Frage von eben?

Wo finden wir unseren Ort? Wenn alles wankt, nichts mehr greifbar ist, wo Grenzen verschwimmen und Vertrautes entgleitet und sich in Unbestimmtes verwandelt?

Wo wir uns gegenseitig und Menschen, die uns so brauchen wie diese beiden, mit einem Blick aus Güte begegnen, der bis ins Herz reicht. Wir können und dürfen es: weil wir selbst uns als von Gott gütig Angeschaute glauben dürfen.

In den vergangenen zwei Wochen dieser sehr dichten Ausstellung haben wir viel miteinander lernen und entde-

cken dürfen. Haben unseren Blick schulen und weiten lassen durch die Kunstwerke, die m. E. allesamt unter die Haut gehen.

Trotz der Ernsthaftigkeit der Erkrankung „Demenz“ und der kaum mit Worten beschreibbaren Verantwortung von Angehörigen und Pflegekräften hat mir die künstlerische Sicht auf die Dinge das Wort „Hoffnung“ ganz wortlos ins Herz buchstabiert.

Ähnlich wie es Petra Uhlmann am Ende der Geschichte von Herrn und Frau J. auf den Punkt bringt.

*Mir bleibt, mich an den großartigen Arzt, Naturphilosophen und Alchemisten Paracelsus zu erinnern, der schon vor Jahrhunderten Folgendes dazu formulierte: „Die beste Arznei für den Menschen ist der Mensch. Der höchste Grad an Arznei ist die Liebe.“*

Amen.

*Elke Henning*

## **Ansprache „Im Augenblick blüht das Leben“ (Ps 31, 16)**

Liebe Gemeinde,

die meisten von uns tragen sie am Armband. Mein Großvater trug sie – an einer schönen Kette befestigt – in seiner Hosentasche. In wohl allen Häusern und Wohnungen hängt sie in einem oder mehreren Zimmern an der Wand. Auch auf dem Nachttisch neben dem Bett ist sie zu finden. Ach ja, und dann ist sie ja auch weithin zu sehen am Turm unserer Stadtkirche. Ich meine die Uhren, die unser tägliches Leben begleiten und Zeichen sind für die Zeit, die in der Regel unbemerkt verstreicht.

Im Wohnzimmer meiner Eltern hängt eine alte Uhr mit einem wunderschönen Holzgehäuse, einem filigranen Zifferblatt, kunstvoll gearbeiteten Zeigern und einem eben solchen Pendel.

Immer wenn ich meine Eltern besuche, schaue ich mir diese Uhr an. Sie hat eine Besonderheit. Sie ist irgendwann vor Jahren einfach stehen geblieben. Um halb zwölf. Man müsste sie reparieren lassen, denn ihr Uhrwerk ist kaputt. Die Zeiger bewegen sich nicht mehr. Die Uhr hat für sich die Zeit angehalten.

Wer hätte sich das nicht schon einmal gewünscht! Die Zeit einfach anhalten. Das Glück festhalten können.

Ich denke an die glücklichen Momente in unserem Leben, die wir gerne festhalten möchten und die doch unter unseren Händen zerrinnen: Glücksmomente wie die Weihnachtsfeste in der Kindheit, ein Lob in der Schule, die erste Liebe, der erste Kuss, der Hochzeitstag, das Wunder der Geburt eines Kindes; das erste selbstverdiente Geld, ein gemütlicher Nachmittag mit einer Freundin, ein wunderschönes Fest, ein langer Spaziergang am Strand, bei dem uns der Wind so herrlich erfrischend ins Gesicht wehte.

Momente, Stunden und Tage, an die wir uns gerne erinnern, die wir genossen haben. Jede und jeder von uns hat da ganz persönliche Erinnerungen.

Ich kann mir vorstellen, dass es für dieses Ehepaar, für Georg und Elisabeth, auch glückliche Momente in ihrem Leben gegeben hat, die sie gerne angehalten und festgehalten hätten.

Ja, wie schön wäre das manchmal, wenn in einem solchen Moment die Uhr einfach stehen bliebe, wenn es genauso unbeschwert, genauso glücklich bleiben könnte ... Aber wir machen die Erfahrung, dass gerade solche Momente sich besonders schnell verflüchtigen. Als Kind ist mir das oft so gegangen:

Lange habe ich mich auf einen besonderen Tag gefreut; aber wenn der Tag dann erst mal da war, ging die Zeit schnell vorbei, viel zu schnell vorbei.

Die Zeit können wir nicht anhalten, schon gar nicht in unserer hektischen, schnelllebigen Welt. Oft bleibt uns gar



nichts anderes übrig, als mitzumachen und schnell zu machen, wenn es heißt: Die Zeit drängt! Zeit ist Geld!

In vielerlei Hinsicht sind diese Parolen auch bitter nötig, wenn wir an die Zukunft unserer Welt denken oder an die Hilfe für notleidende Menschen oder wenn es um eine neue Behandlungsmethode bei einer schweren Krankheit geht. Doch vielfach nehmen wir uns einfach nicht die nötige Zeit für Dinge, die es wert sind, bewusster wahrgenommen und gewürdigt zu werden. Wir hasten von Termin zu Termin. Manche, mancher von uns kennt das aus seinem Berufsleben. Andere erleben es in ihrer Arbeit im Haushalt und in der Familie, in der Begleitung ihrer Angehörigen.

Ausspannen, zu sich kommen, entspannen – danach sehnt sich auch mancher von uns, braucht es dringend und sucht nach Möglichkeiten, sich hier und da ein wenig Freiraum zu schaffen.

Wie sagt Elisabeth: Ich lerne auch, für mich selbst etwas zu finden, wobei ich mich entspannen kann.

Und dann gibt es auch noch die andere Erfahrung. Ich könnte mir vorstellen, dass Georg sie gut kennt. Ich meine jenes Gefühl, dass es manchmal Zeit gibt, die nicht vorübergehen will, Zeit, die irgendwie unausgefüllt ist und sich so leer anfühlt. Zeit, die nur langsam vergeht. Zeit, in der ich mir selber verloren gehe.

Da schauen wir auf die Uhr, und ihre Zeiger scheinen sich gar nicht vorwärts zu bewegen, wie bei der alten Uhr im Wohnzimmer meiner Eltern. Wenn die Zeit so dahinschleicht, dann wird es dumpf in unserem Kopf. Manchmal ist es wie ein langsames Fallen ins Bodenlose.

In einem Psalm der Bibel steht ein wunderschöner Satz. Da heißt es: *Ich, Gott, hoffe auf dich und spreche: Du bist mein Gott. Meine Zeit steht in deinen Händen. (Psalm 31, 16)*

Ich finde diesen Satz entlastend, ja sogar befreiend. Wir alle leben in der Zeit und sind ihr ausgesetzt. Aber einer ist da, der alles zusammenhält. Er räumt jedem und jeder von uns die eigene Zeit zum Leben in all seinen Facetten ein.

Die Zeit, die Gott uns gibt, lässt sich nicht in Stunden, Minuten und Sekunden berechnen. Wir wissen doch selbst, dass die eine Stunde wie im Fluge vergehen und die andere sich scheinbar unendlich hinziehen kann. Die Zeit, die Gott gibt, findet ihr Maß nicht in einer Uhr. Zeit im Sinne Gottes ist nicht unbedingt die Zeit der großen und scheinbar wichtigen Taten.

*„Im Augenblick blüht das Leben“*

*Da ist die Zeit Gottes zu spüren, darin lässt sie sich bemessen.*

Für Georg und Elisabeth sind es u.a. jene Augenblicke, wenn sie mit Freunden bei einem Glas Wein zusammensitzen. Wenn Georg sich aufgehoben und wohlfühlt und Elisabeth spürt, wie viel Lebendigkeit noch immer in ihm ist.

*„Im Augenblick blüht das Leben“*

Welche Augenblicke sind das für Sie, die Sie in irgendeiner Form mit einer Demenz-Erkrankung konfrontiert sind? Welche Augenblicke sind das für jede und jeden von uns? Worin bemisst sich für uns die Zeit Gottes?

Im aufmerksamen Hinhören. In der Achtsamkeit für das, was nicht in Worte zu fassen ist. Im Gespür für die

leisen Zwischentöne. In der Aufmerksamkeit für die kleinen Gesten — etwa die Hand auf meiner Schulter, wenn ich Angst habe und verzweifle; das beruhigendes Wort, wenn ich erschrocken bin; die wohltuende Umarmung, bei der die Tränen ruhig einmal fließen dürfen, das Lächeln, das verloren scheint, aber aus der Tiefe der Seele aufsteigt, die Rose, die mir jemand schenkt und deren Schönheit und Zerbrechlichkeit mich berührt.

*„Im Augenblick blüht das Leben.“*

## **Aktion**

*ich lade Sie ein, dies jetzt miteinander zu spüren.*

*Strecken Sie die Hände nach rechts und links aus und nehmen Sie bitte einmal die Hand Ihres Nachbarn oder Ihrer Nachbarin.*

*Wie fühlt sich das an?*

*Vielleicht im ersten Moment ein wenig befremdend ...*

*... jetzt und hier in der Kirchenbank.*

*Aber dann spüren Sie womöglich die Wärme ...*

*Wenn Sie mögen, schließen Sie für einen Moment die Augen ...*

*Spüren Sie, dass da jemand neben Ihnen sitzt, der Sie für einen Augenblick hält ...*

*Drücken Sie die Hand ruhig ein wenig fester. Das gibt Sicher-*

*heit. Das gibt Halt. Das schenkt Verbundenheit ...*

*Wenn Sie das Gefühl haben, dass es genug ist, lassen Sie die Hand einfach wieder los.*

*„Im Augenblick blüht das Leben.“*

Die Zeit, die Gott gibt, findet ihr Maß nicht in einer Uhr. Vielleicht ist das etwas, was wir alle im Umgang mit der Demenz lernen können. Eine Frau formuliert es so:

*Wenn so viele Menschen in eine eigene Welt abtauchen, dann müssen sich die Gesunden fragen, wie sie sich dazu stellen. Ist das Leben nur lebenswert, wenn man alles „im Griff“ hat? Kann man nur miteinander kommunizieren, wenn man sich sprachlich und intellektuell verständigen kann? Wir werden nicht darum herumkommen, neue Formen der Kommunikation zu finden, uns einander noch echter und authentischer zu zeigen und eine verlässliche Solidarität (...) aufzubauen.*

*(Vreni Mühlemann-Vogelgesang in: Schritte ins Offene, Heft 2/2009, S.3)*

Gott gibt uns die Zeit, weil wir ihm wichtig sind. Er möchte, dass wir in seiner Zeit Geborgenheit spüren können. Nicht jede Minute kommt uns erfüllt vor. Und die schönen Augenblicke, in denen das Leben blüht, werden wir nicht festhalten können. Aber Spuren der Erfüllung werden bleiben, die uns stärken.

Anmerkung:

*Anregungen für die Ansprache habe ich folgendem Arbeitsbuch entnommen:  
Susanne Schildknecht  
(Hg.): Mit sprechenden Gesichtern, Gottesdienste in Altenheimen,  
(2.Auflage 2000), S. 83ff*

*Ja, Gott, ich hoffe auf dich und spreche. Du bist mein Gott.  
Meine Zeit steht in deinen Händen.*

Wie hat Georg am Schluss gesagt: Ach, Elisabeth, ich will einfach bis zum Ende fröhlich sein ...

*Birgit Inerle*

**Predigt zur Einführung in der  
Senioren-Wohnanlage  
Fasanenhof am 18.09.2011  
zu Jochen Kleppers Lied  
„Ja, ich will euch tragen“  
(EG 380 nach Jes 46, 3–4)**

47

*Die Liebe Gottes und die Gnade unseres Herrn  
Jesus Christus und die Gemeinschaft des Heiligen  
Geistes, sie sei mit euch allen.*

Liebe Gemeinde!

„Was, Du bewirbst Dich schon wieder auf eine Stelle in der Altenheimseelsorge? Das machst Du doch schon ziemlich lange, und jetzt willst Du noch einmal obendrauf satteln, zwölf Jahre vielleicht und dann noch mit einer vollen Stelle, das willst du wirklich?“ So fragte mich im Mai eine gute Bekannte, als ich ihr von meinem Vorhaben erzählte, zusätzlich zu meiner halben Pfarrstelle in der Altenheimseelsorge mich noch auf eine weitere halbe in der Altenheimseelsorge zu bewerben. Und mal ganz ehrlich, liebe Gemeinde, glauben Sie nicht auch, dass sich einige fragen, wie man denn ständig mit alten Menschen zusammen sein kann, mit Menschen, die oft nicht mehr aktiv am prallen Leben der Gesellschaft teilnehmen können, die gebrechlich sind, die meistens nur noch in der Vergangenheit leben und nicht mehr klar denken können? Und die in der Regel auch noch eher sterben als die jungen, aktiven. So denken doch

wirklich viele Menschen und die Medien tun noch ihr Übriges dazu. Alt werden will jeder, aber alt sein will niemand – diesen Spruch kennen wahrscheinlich viele von ihnen, und ich glaube, man kann ihn noch nicht einmal abtun. Er ist flott gesagt, jeder und jede würde ihn wahrscheinlich auch erst einmal bejahen, aber wenn man dann auf der anderen Seite steht, wenn man wirklich alt geworden ist, wenn man auf Hilfe angewiesen ist, dann geht er wahrscheinlich nicht mehr so leicht über die Lippen. Dann, wenn man angekommen ist, im Altenheim, wenn man auf Hilfe angewiesen ist, wenn das Leben nicht mehr leicht fällt, wenn man auch abhängig wird von der Hilfe und Zuwendung anderer, der Altenpflegerinnen und Altenpfleger, der Praktikanten, Zivis und neuerdings der FSJler, der jungen Menschen im freiwilligen sozialen Jahr? Und ich spüre, das alles zu erleben, manche vielleicht nur aus den Medien oder in der Nachbarschaft oder im Freundeskreis, das macht Angst, das kann Sicherheit nehmen. Das ist auch nicht schön, nach einem selbstbestimmten Leben im festen Regelwerk einer Institution zu landen. Und zugegeben, das ficht auch mich an, meistens unbewusst, oft aber nicht unbeteiligt. Oft werde ich gefragt: „Wie hältst du das aus, mit so viel alten Menschen, die doch fast allesamt demenz sind, so vielen Beerdigungen und, und, und?“

Aber, da fällt mir die Antwort nicht schwer: Bei allem Schweren, das es selbstverständlich gibt, halte ich es gut aus, mache ich meine Arbeit gerne, denn: auch im Altenheim, und ich rede an dieser Stelle bewusst vom Altenheim, denn für mich ist es selbstverständlich und nur natürlich, das Wort „alt“ in den Mund zu nehmen, ist ganz viel Leben, das Altenheim ist nicht nur ein Ort der Krankheit, der Resignation, der Demenz, des Sterbens, nein gerade im Altenheim finde ich einen großen Schatz von zahlreichen Lebensgeschichten, von erfülltem Leben, von zufriedenen Leben.

Lebensgeschichten und Menschen, die mich überhaupt nicht erschrecken lassen vor dem Alter, Lebensgeschichten, die mich staunend machen, da, wo Frau B. mir stolz von ihren Urenkeln erzählt, von Paul und Johanna, deren Foto sie täglich im Rollator mit sich spazieren fährt, deren Fotos mit ganz viel Leben gefüllt werden, wenn sie zu erzählen beginnt. Oder wenn Frau K. mir stolz ihre Tochter vorstellt, die extra aus dem Taunus zum Sommerfest angereist ist. Oder auch, wenn ich bei Frau Ö., die früher immer zum Gottesdienst kam, und nun vordergründig nichts mehr kann, am Bett sitze und mit ihr „Geh aus mein Herz und suche Freud singe“ und sie plötzlich ganz deutlich und vor allem strahlend die Melodie mitsingt.

Das ist es doch auch, was das Leben und die Arbeit im Altenheim, die Arbeit und das Zusammensein mit den altgewordenen Menschen ausmacht. Alt sein ist manchmal schwer, alt sein bedeutet aber auch sattes Leben, gelebtes Leben, Erfahrung und Weisheit. Alt sein ist nicht nur Last und so etwas Besonderes, alt sein ist eher etwas Selbstverständliches – so war das früher in der Großfamilie, höre ich noch manchmal Menschen der älteren Generation sagen, da gehörten die Alten selbstverständlich dazu, so ist das auch schon in der Bibel. Am letzten Dienstag hatten wir wie jedes Jahr die Konfirmanden der Immanuelgemeinde am Lindenberg zu Besuch und anfangs wurde das Gebot „Du sollst Vater und Mutter ehren“ besprochen. Mit diesen wenigen und simplen Worten wurde da schon in den zehn Geboten den Menschen klargemacht, dass sie mit Respekt und Würde vor gelebtem Leben dem Alter begegnen sollen. Und die Konfirmanden haben verstanden, wobei es Gott darum geht, um Schutz des Alters, um Würde des Alters, um Achtung vor dem Alter.

Und so haben wir es eben auch gesungen in dem schönen Lied von Jochen Klepper, der einen Vers aus dem Buch des Propheten Jesaja aufnimmt: „Ja, ich will euch tragen bis zum Alter hin.“ Ganz klar wird hier die Botschaft Gottes aufgenommen, den oder die alten Menschen nicht alleine zu lassen, sie nicht zu vergessen oder sie gar als lästig zu empfinden. Nein, in Würde und Selbstverständlichkeit wird hier dem Alter begegnet, Alt sein mit samt seinen Einschränkungen gehört selbstverständlich zum Leben dazu, so wie geboren werden, heranwachsen, selbstständig werden und Verantwortung übernehmen. Ist es dabei nicht oft genug ein menschlicher Fehler, in diesen eben genannten Lebensphasen sich so sicher zu fühlen, so ganz und gar sich auf sich selbst verlassen zu können, da nicht eben auch zu spüren und auch dankbar zu sein, dass Gott uns führt und leitet? Trägt uns Gott nur im Alter, haben wir es nur da nötig?

Ich glaube bestimmt nicht, denn der Vers geht ja weiter: „Ja ich will euch tragen bis zum Alter hin und ihr sollt einst sagen, dass ich gnädig bin.“ Gott trägt also durch das ganze Leben hindurch, dann, wenn manche vielleicht meinen, ihn gar nicht zu brauchen, ihn schier zu vergessen scheinen und, wenn alles einfach rund läuft, sein Leben sozusagen frei verfügbar leben. Und ich glaube, das will der Vers uns auch sagen: „Ihr sollt einst sagen, dass ich gnädig bin“ – für mich heißt das gerade im Zusammenhang der Altenheimseelsorge, dass Menschen am Ende ihres Lebens, in ihrer letzten Lebensphase trotz allen Gebrechens dankbar sagen können, ja, Gott ist und war mir gnädig. Gnädig zum einen deshalb, weil er mich so alt werden lässt, weil ich noch erleben darf, wie meine Urenkel getauft werden, wie meine Enkel stolz mich mit ihnen besuchen, weil ich am Leben der neuen Generation teilnehmen darf, weil ich aber auch dankbar auf ein langes Leben zurückblicken darf, ein Leben, in



dem ich mich getragen, begleitet und auch gesegnet gefühlt habe. Das mag sich vielleicht ein bisschen zu einfach anhören, aber diese Menschen gibt es tatsächlich hier bei uns in den Einrichtungen zu Genüge, die Menschen, die dankbar zurückblicken können, die trotz allem Schweren, Flucht und Vertreibung, Zerbombung und Evakuierung, Verlust von engsten Familienangehörigen bis hin zu kleinen Kindern auch bei aller ausgesprochenen Trauer noch sagen können: „Ich habe mich von Gott begleitet gewusst“ oder: „Wenn ich Gott und die Gebete zu ihm nicht gehabt hätte, ich wüsste nicht, was ich getan hätte.“ Und das ist dann für mich als Pfarrerin so etwas wie Glaubensvorbild und greifbar erlebte Zusage Gottes, wenn alte, lebenssatt, auch gebrechliche Menschen dankbar sagen können: „Ja, ich habe Zeit meines Lebens bis zum heutigen Tage die Begleitung und damit auch die Gnade Gottes gespürt.“ Manches mögen sie vielleicht auch nicht verstehen, und zweifeln, aber von ihrem Glauben hält sie das nicht ab. Für mich, die ich dann oft staunend dabei stehe, ist das dann auch Bereicherung. Und wenn wir auch keine Taufen und Hochzeiten im Altenheim feiern, sondern „nur“ Beerdigungen haben, so kann das dann auch zu einem „Fest des Lebens“ werden, wenn langes, altes Leben als Gnade gesehen wird.

Amen.

*Almut Krotz*

## **Traueransprache (Lk 2,9)**

Sehr geehrte Familie NN, liebe Angehörige,  
liebe Trauergemeinde,

jetzt müssen wir die Urne von NN beisetzen. Sie ist am 2. März gestorben in X, wo sie zuletzt gelebt hat.

Sie sind hier, um Abschied zu nehmen, und haben doch seit Jahren nichts anderes getan als Abschied zu nehmen von Ihrer Schwiegermutter, Großmutter und Urgroßmutter. Seitdem vor vielen Jahren eine Demenzerkrankung bei ihr aufgetreten war, war sie Ihnen entglitten, immer mehr entglitten, war sich selbst abhanden gekommen, war da und doch nicht da. Von ihrer forschen und flotten Art war nichts mehr zu spüren. Sie erkannte Sie nicht mehr. Sie erinnerte sich nicht mehr, auch nicht an die liebsten Menschen. Nicht einmal den Tod ihres Sohnes im vergangenen Jahr hat sie wahrgenommen.

Was Ihnen zu tun blieb, war ein Besuch, ein freundliches Wort, eine zärtliche Geste, eine kleine Freude, liebevolle Zuwendung zu geben, die dann doch umgehend wieder vergessen war. Und mit ihr Geburtstag zu feiern, den 90., das war ihr ein froher Tag. Und die Fürsorge, dass sie gut gepflegt, gut aufgepasst, liebevoll umsorgt wurde im Altenheim in X. Das war zu Hause in der Ystraße schon lange nicht mehr möglich.

So bestand Ihre Beziehung in den letzten Jahren aus kaum etwas anderem als aus dem Abschiednehmen und

immer wieder aus dem Trauern darüber, dass NN zwar noch körperlich anwesend, aber nicht mehr sie selbst war. Und immer wieder die Hoffnung auf einen lichten Moment, der dann doch ausblieb, uneindeutig blieb. Immer wieder die Frage: Was mag in ihr wohl vorgehen? Muss sie Ängste ausstehen? Leidet sie? Und was soll das eigentlich, dieses Sterben bei lebendigem Leibe, das immer mehr Menschen befällt? Welcher Sinn bleibt, wenn ein Mensch sich selbst und den liebsten Angehörigen verloren geht? Es ist nur sehr schwer zu ertragen. Viele offene Fragen bleiben. Wir sehnen uns nach Antwort, sehnen uns nach Klarheit, sehnen uns nach Licht in dieser Umnachtung.

Einen Satz aus der Weihnachtsgeschichte haben wir deshalb ausgesucht für heute, aus Lk 2, 9. Der passt zwar nicht in die Jahreszeit, aber er passt zu NN, denn da wird über die Hirten von Bethlehem gesagt:

*„Der Engel des Herrn trat zu ihnen und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie.“*

Was für eine großartige Vorstellung von Gott begegnet uns hier! Bei ihm ist Klarheit, Klarheit die leuchtet, die strahlt, die alles erhellt, was kraus und dunkel, wirr und finster, verstörend und unheimlich und beängstigend ist. Klarheit, in der alle Fragen beantwortet sind, Klarheit, in der ich erkenne, so wie ich erkannt bin; Klarheit, in der alles Verschobene ins Lot kommt, alles Verrückte zurechtgerückt ist. Der Sinn von allem liegt vor Augen, das Warum und Wozu ist am Tage, ich muss nicht mehr zweifeln und verzweifeln, nicht mehr grübeln und fragen. Gott ist da. Und wo Gott da ist, heißt es: Die Klarheit des Herrn leuchtete um sie. Denen die im finstern Tal wandern, wird es hell. Für die, die im Dunklen tapen, wird es Licht. Und eine große Gottesfurcht, eine erhabene Ehrfurcht, erfasst uns.

Können wir eigentlich anders als bei diesem Abschied so zu hoffen: auf Klarheit bei Gott? Es muss doch einen Gott geben, der klar sieht auf dieses Leben von NN, auf all die Erinnerungen, die sie selbst längst vergessen hat, auf Ihre Beziehung zueinander in guten Zeiten, in schwierigen Zeiten. Es muss doch einen Gott geben, der weiß, wer ich bin, wenn ich selbst es vergessen habe und wenn ich selbst nicht mehr bin, einen Gott, der unsere Namen kennt, der uns ins Buch des Lebens schreibt, damit wir nicht verloren gehen, wenn uns alles entgleitet, zuerst die Erinnerung, dann der eigene Name, die Gesichter der geliebten Menschen, zuletzt gar das Leben.

Da ist doch so viel in einem langen Leben, das es wert ist, erinnert zu werden, so viel, was einen Menschen ausgemacht hat, auch NN. Geboren war sie am ... (Es folgt der Lebenslauf). Im Beisein ihrer Schwiegertochter ist sie friedlich eingeschlafen.

So ist jetzt das Ende ihres Lebens erreicht. Es ist gut, dass sie einschlafen konnte. Es ist eigentlich nicht schwer, damit einverstanden zu sein. Doch mischt sich in die Trauer über den Abschied die Traurigkeit über diese vergangenen letzten Jahre, und das macht es schwer. Es bleibt nur, die Verstorbene Gott anzuvertrauen und seiner Klarheit. Die möge jetzt um sie leuchten und um alle, die um sie trauern. Und die möge ans Licht bringen, was nun gilt und bleibt: die Liebe, die Sie verbunden hält miteinander für immer in Gott.

Amen.

Jeffrey Myers\*

## **„Lobe den HERRN, meine Seele“ – Predigt zum Welt-Alzheimerntag (Ps 103, 2)**

Als ich neulich vom Tod der Gemeindesekretärin meiner ehemaligen Kirchengemeinde in den USA erfuhr, war ich traurig und zugleich erleichtert. Denn während der letzten Jahre hatte die Alzheimer-Krankheit ihr Leben entstellt. Da war nichts mehr zu erzählen, nichts für morgen zu planen und nichts von gestern aufzuräumen oder darüber zu lachen. Am Ende war nur Erlösung.

Auf dieser Erde lebt man in der Spannung, einerseits vergessen zu wollen und andererseits mit der Angst, zu vergessen – oder, wie die Dichterin Nelly Sachs sagt, „die Welt zu verlernen.“ Wer kennt diese Spannung nicht: Gedanken von Schuld und Schmerz, die einen nicht loslassen, vergessen zu wollen, aber gleichzeitig die nagende Angst, die Fähigkeit sich zu erinnern zu verlieren?

Vergiss es! So ein Satz, zwei Worte nur, kann Freude bringen. Nach einem Streit, einfach vergessen. Vergiss es! Dann ist ein neuer Anfang da und ein neuer Morgen. Aber wie ist das, wenn das Vergessen zur Krankheit wird? Wenn ich den Weg nicht mehr weiß vom Bäcker nach Hause. Und die Namen in meinem Gedächtnis gelöscht sind.

Heute ist Welt-Alzheimerntag. Etwa eine Million Menschen in Deutschland leiden gegenwärtig an dieser Krank-

heit. Allein in Frankfurt leben rund 10.000 an Demenz erkrankte Menschen. Jährlich kommen etliche Neuerkrankungen hinzu. „Lobe den HERRN, meine Seele, und vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat“, fordert uns der Verfasser von Psalm 103 auf. Doch Menschen, die an einer Demenz-Krankheit leiden, denen fällt es schwer, sich allein an die Namen von Familienmitgliedern oder die eigene Hausnummer zu erinnern, geschweige denn an die Güte Gottes.

Darin liegt das Tragische: In der Vergesslichkeit, im Verschwinden der Vergangenheit geht auch unser Menschsein verloren. Denn das Erinnern ist es — und damit die Fähigkeit, in Beziehungen miteinander und mit Gott zu sein, das unser Menschsein ausmacht. „Ich habe mich selbst verloren.“ So sagte vor 100 Jahren in Frankfurt die erste Alzheimer-Patientin der Geschichte, Auguste Deter. Sie ahnte, dass man durch eine solche Krankheit mehr als sein Gedächtnis verliert. Man verliert sich selbst.

„Das Land des Vergessens.“ So spricht man im Alten Testament vom Tod. Und wenn das Gehirn erkrankt und das Gedächtnis sich verliert, sei es — so sagen viele Betroffene und Angehörige — als ob der Tod mitten im Leben eintrete. Eine Schattenexistenz „im Land des Vergessens“. Meine Cousine erzählt aus erster Hand: „Es ist so schwer anzusehen, wie jemand, den man sein ganzes Leben gekannt und geliebt hat, langsam verschwindet.“

Aber nun Schluss mit der Klage: „Mich ärgert dieses ständige Jammern,“ sagte mir neulich die Leiterin einer Gruppe für Angehörige. Es gibt auch viele schöne Momente: ein Lächeln, eine liebevolle Berührung, der Umgang mit Farben und Musik. Mancher Verlust kann auch zu Gewinn werden. Aber eine neue Sicht der Dinge wird erforderlich. Ein Ehepaar lebt mit der Alzheimer-Krankheit. Die Gedächtnis-

nis-Lücken sind verwirrend für die Ehefrau und herzerreißend für ihren Mann. Einmal, als das Paar morgens vor dem Waschbecken stand und Zähne putzte, sagte die Frau: „Dies ist ja wirklich eine gute Zeit in unserem Leben.“ Etwas schockiert dachte ihr Mann: „Na ja, nicht wirklich“. Später aber verrät er Freunden: „Kann ich eine Brücke zu ihrer Welt schlagen? Vielleicht kann ich die Gedanken an das schöne Gestern und meine Sorgen für die Zukunft einmal weglegen und einfach in diesem Moment leben.“ Denn seine Frau verfügt über eine unermessliche Gegenwart, sie lebt völlig im Hier und Jetzt. So entdeckt der Mann auf einem Umweg eine einfache und dennoch tiefgründige Wahrheit: Gott ist vollends in der Gegenwart zu erfahren, seiner Liebe und seiner Gnade ist im Moment zu begegnen. „Lobe den HERRN, meine Seele, und vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat.“ Die Demenz-Krankheit, wie manch andere Krankheit, mag dem Erkrankten die Kraft und die Kontrolle nehmen, aber nicht die Seele. Gottes Liebe wohnt noch in den Seinen, auch wenn die Kräfte schwinden. Ob ein demenzkranker Mensch seine Würde behält, hängt nicht vom Zustand seines Gehirns ab, sondern vor allem von uns, den Menschen, die ihn umgeben.

„Schöne Momente gibt es auch“, sagt eine Angehörige. Und manchmal geschieht es, dass vertraute Worte wie das „Vater unser“ oder etwas, das über Worte hinausgeht wie das Abendmahl – Brot und Wein – Resonanz hervorrufen. Einmal hat eine Frau, die seit sechs Monaten kein einziges Wort gesprochen hatte, auf einmal angefangen zu singen, als die Gemeinde „Stille Nacht“ anstimmte. Eine Brücke wurde geschlagen. Da hat die Gemeinde also eine wichtige Aufgabe, die Abgeschlossenheit zu überwinden, Brücken zu schlagen und vor allem die Menschenwürde eines jeden Menschen zu bewahren.

„Was hat Sie über Wasser gehalten?“, habe ich einmal ein Gemeindeglied gefragt, deren Mann an den Folgen einer Alzheimer-Krankheit gestorben war. „Die Fürsorge meiner Familie und meiner Gemeinde“, kam als Antwort. „Und die Hoffnung auf die Auferstehung.“ Es ist die Hoffnung, dass Gott uns nicht vergisst, auch wenn wir uns nicht mehr erinnern oder nicht mehr festhalten können. Es ist die Hoffnung, dass Gott nicht ruht, bis das letzte Schaf, das er liebt und welches verloren gegangen ist, wieder gefunden wird. Gott wird die Seinen nach Hause führen, auch nach dem Tod.

An dem Ort in Frankfurt, wo einst die Klinik stand, an der Dr. Alzheimer wirkte, wurde vor drei Jahren ein Denkmal errichtet. Es ist eine große Glasskulptur, die von einem darunter liegenden, unsichtbaren Kreuz gehalten wird. Ob beabsichtigt oder nicht, erfreut mich dieses kraftvolle Symbol: das unsichtbare Kreuz, welches hält und trägt. Durch das Kreuz Jesu, in dem Gott seine versöhnende Liebe wirkt, soll uns von Gottes Liebe nichts trennen, weder Leben noch Tod.

„Lobe den HERRN, meine Seele, und vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat.“ Meine ehemalige Gemeindeglied, in deren Leben sich eine heimtückische Krankheit schlich, hat diese Worte gekannt und geglaubt. Sie hat dem Gott geglaubt, der auch „alle deine Gebrechen heilt“ und der „dein Leben vom Verderben erlöst“. Dies ist auch unsere Hoffnung, eine Hoffnung, die uns nicht enttäuschen wird.

Das Losungswort, das über diesem Jahr 2008 steht, will uns täglich an diese Hoffnung erinnern und uns Mut machen, auch über dieses Jahr hinaus: „Jesus Christus spricht: Ich lebe, und ihr sollt auch leben.“ Heute und morgen und ganz gewiss an jedem neuen Tag.

Amen.



*Felizitas Muntanjohl*

## **Predigt zum Thema DEMENZ**

*Psalm 8, 5–6:*

*Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst, und  
des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst?  
Du hast ihn wenig niedriger gemacht als Gott, mit  
Ehre und Herrlichkeit hast du ihn gekrönt.*

*1. Korinther 13, 12*

*Wir sehen jetzt durch einen Spiegel ein dunkles  
Bild; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt  
erkenne ich stückweise; dann aber werde ich er-  
kennen, wie ich erkannt bin*

Liebe Gemeinde!

„Hauptsache, ich werde im Alter nicht dement!“, so höre ich immer wieder. Es scheint der größte Schrecken in der Vorstellung von Alter zu sein.

Es ist ja zum Glück in den letzten Jahren viel aufgeklärt und berichtet worden, was für eine Krankheit das ist und was das mit den Menschen und ihren Familien macht.

Es gibt eindrückliche Kinofilme darüber, von Jahr zu Jahr entstehen mehr: traurige und heitere, bedrückende und anrührende Filme. Betroffene erzählen ihre Geschichte, vor allem als Angehörige; Erkrankte malen, wie sie die Wirklichkeit wahrnehmen.

Aber der Schrecken und die Furcht ist dabei nicht kleiner geworden, sondern eher noch größer. Wir Gesunde sind betroffen über die Veränderungen, die da mit Menschen geschehen: Der einstmalige kluge Vater verliert die Fähigkeit zu denken, die ausgefeilte Sprache, die ihn kennzeichnete, die Würde, die ihn über die anderen heraus hob. Die Mutter schafft es nicht mehr, ihre Fürsorge in die passende Form zu bringen; ihr Lächeln bekommt etwas unbestimmt-Fragendes und ihre Güte sehen wir nur noch in ihren Augen und ihrer sanften Hand; aber sie redet und antwortet nicht mehr.

„Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst?“ So fragt der Beter im 8. Psalm.

Was ist der Mensch? So fragen wir mit Erschrecken, wenn wir solche Veränderungen sehen.

Denn die Demenz trifft den Menschen genau an der Stelle, die für uns westliche Menschen das Kennzeichen der Identität und der Persönlichkeit ist: an Geist und Verstand. Das ist es doch, so meinen wir, was uns auszeichnet gegenüber dem Tier, der einfachen Kreatur. Das ist es doch, was den Urmenschen hinauswachsen ließ zu einem Kulturwesen.

Nur darum haben wir die Wissenschaften entwickeln können, haben Ausdrucksformen gefunden in der Kunst, in Musik und Malerei.

Das hat uns doch zu sozialen Wesen gemacht, zu denkenden Menschen: Philosophie und Theologie, die Grundformen der umfassenden Weltanschauung.

Und dann kann diese großartige Fähigkeit einfach so verschwinden: unerbittlich, Stück für Stück!

Wir haben uns gerettet in die Hoffnung: Das trifft nur Leute, die eh nicht viel ihren Kopf benutzten. Wenn ich viel lese, wenn ich eifrig Kreuzworträtsel löse, dann passiert mir das nicht.

Aber wir mussten erkennen: Das stimmt nicht. Es kann jeden treffen: Ärzte, Philosophen, Politiker ... und darum auch mich.

Was ist der Mensch?

Es scheint, als müssten wir Abschied nehmen von dem Bild, das wir uns von uns selbst gemacht haben: dem hoch entwickelten Menschen, der seine Würde darin hat, seine Vernunft zu gebrauchen, um seine Freiheit zu gestalten. Ja, manche gingen sogar so weit zu sagen: Seinen Lebenswert hat der Mensch erst dann und nur so lange, wie er ein Bewusstsein hat und über sich selbst bestimmen kann.

Selbst wenn wir es vielleicht nicht so direkt sagen würden — das entsprechende Gefühl haben wir auch: Warum muss ein Mensch so elend zugrunde gehen, diese Zeit ist doch nicht mehr lebenswert. Und selbst wenn wir uns bemühen würden um ihn, — der merkt doch sowieso nichts mehr.

„Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst?“

Gedenkt Gott denn noch seiner? Lässt er ihn nicht gerade abstürzen in ungekannte Tiefen? Und niemand kann mehr die Hand reichen, um ihn zu halten?

Ja, dieses Geschehen übersteigt in seiner Macht unsere Fähigkeiten. Noch haben wir nichts gefunden, was diese Krankheit heilen könnte.

Und doch geschieht da etwas, was uns andere Horizonte eröffnet, wenn wir uns nur dieser Begegnung stellen. Nirgendwo sonst werde ich mit solch unmittelbarer, lautstarker Freude begrüßt wie bei meinen gelegentlichen Besuchen in einer Dementen-Wohngemeinschaft. Mit einer solchen Herzlichkeit würden wir Gesunde uns nur begrüßen, wenn wir nun wirklich alte, lange entbehrte Freunde sind.

Bei den Dementen und den Sterbenden habe ich gelernt, (bzw. kann man lernen) wie intensiv eine Begegnung sein kann, wenn es keine Sprache mehr gibt: Ich habe gelernt, das Schweigen auszuhalten und in den Augen zu lesen; ich habe das Glück erlebt, das in Gesten der Dankbarkeit liegt; ich habe die Freude erlebt, die wie ein Kind im Moment lebt und nicht nach Dauer fragt.

Was ich zuerst als frustrierend wertete: dass morgen schon wieder keine Erinnerung an den Besuch von heute sein wird, — das habe ich in eine wichtige Erkenntnis für mein eigenes Leben wandeln können: Wie kostbar jeder Moment von Nähe und Glück ist.

Jetzt ist der Moment zum Lachen, jetzt ist die Chance zu einer neuen Begegnung!

Es stimmt nicht, dass in der Demenz nur das Verlieren herrscht; es wohnt darin auch die Chance zu einer neuen Weise des Lebens: Manche Eltern, die früher stets distanziert und kühl waren, werden in der Demenz anlehnsbedürftig und dankbar.

Die dementen Menschen lehren uns eine Menge über das Leben und sie fordern uns heraus, Fähigkeiten zu entwickeln, die wir in unserer technisierten, hektischen und überfordernden Zeit oft schon verloren haben:

- Wie kostbar der Moment ist und wie wichtig für uns, nur einfach da zu sein ohne etwas tun zu müssen.
- Wie arm wir sind, wenn wir nur die Sprache als Sprache haben. Wenn wir vergessen haben, wie schön es ist, mit den Fingern zu spielen, alte und ausgedachte Melodien zu summen, in den Farben und Wolken des Himmels Bilder zu sehen ... Unendliche Möglichkeiten für die Fantasie haben die Dinge, wenn wir sie wieder stauend entdecken!
- Wie über alles wichtig ist ein Mensch, der Geduld hat und liebt! Alle Leistungen lösen sich in Unwichtigkeit auf, alle Sorgen werden gegenstandslos. Die Erinnerung an die eigene Geschichte lebt von den Momenten von Liebe und Furcht, von Liedern und Berührungen. Wohl dem, der in der Kindheit Liebe erfuhr und nicht Gleichgültigkeit oder Gewalt!

Das Geschehen der Demenz stellt uns vor eine Situation, die uns dunkel und unbegreiflich ist. Wir leiden darunter, dass wir kaum noch eine gemeinsame Sprache haben. Und wir fürchten, dass der Mensch in der Demenz vollkommen einsam und unverstanden ist, aus der Welt geworfen, die unsere gemeinsame war. Und wir Abschied nehmen müssen von dem Menschen, den wir kannten, obwohl er noch Jahre lang leben kann.

Im 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes schreibt Paulus:  
*„Wir sehen jetzt durch einen Spiegel ein dunkles Bild.“*

So geht es uns. Wir sehen das Leben, wie anders es läuft, als wir es uns wünschen, und es ist uns dunkel und unheimlich. Und doch ist es ein Spiegel unserer selbst. Ein Spiegel unserer Vorstellungen und Wertungen, aber auch unserer Blindheit und unserer Schwierigkeit zu lieben.

Denn wenn ein Mensch nicht mehr unserem Bild von Menschsein entspricht, dann fällt es uns schwer, ihn noch zu lieben. Und auch, wer an sich selbst Zeichen der Demenz entdeckt, beginnt sich selber zu verachten. Angst und Wut breiten sich aus. Wut auf sich selbst und Wut auf die Gesunden. Wut auf jeden Ratschlag und jede Korrektur, mit der andere einen auf die eigene Unfähigkeit hinweisen. Ich will nicht ausgeliefert sein an andere und ihrer Hilfe bedürfen.

Und ich will nicht genötigt sein, mich aufzuopfern für einen nahen Menschen, der mein Bild vom freien Leben täglich in Frage stellt.

„Wir sehen jetzt durch einen Spiegel ein dunkles Bild; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich stückweise; dann aber werde ich erkennen, wie ich erkannt bin.“

*Wir* haben die Not mit dem hinfälligen, verrinnenden Leben. *Gott aber* sieht uns allezeit als die Menschen, die wir in seinen Augen und seinem Herzen von Anfang an gewesen sind. Schon als das winzige Wesen im Mutterbauch, ohne Bewusstsein, aber in seliger Einheit schwimmend. Das Kind, das in seine Welt hineinwächst mit Chancen und Herausforderungen. Der Mensch, der das Christsein versucht oder davonlaufen mag wie Jona. Der Mensch, der sich stark und stolz fühlt und darüber leicht vergisst, was das Wesentliche ist.

In der Demenz kehrt der Mensch zurück in das Meer des Unbewussten, aber gefüllt mit Tönen, mit Bildern; in einem schwebenden Selbstsein, das wohl Begegnungen verschiedener Art hat, aber wie im Vorbeiflug.

Einer aber kann auch in diese Tiefe dringen, die von uns niemand erreicht: Wo man sich sieht von Angesicht zu Angesicht, so wie man wirklich ist.

Diese Begegnung mag es auch jetzt schon geben. Ganz sicher aber in der letzten, alles umfassenden Begegnung, dann, wenn alle Zeit aufgehoben ist in der Ewigkeit.

„Jetzt erkennen wir stückweise.“ Das wird uns manchmal schmerzhaft bewusst. „Dann aber werde ich erkennen, wie ich erkannt bin.“

Und das höchste in allem Erkennen wird die Liebe sein: die Liebe in unserem Leben und die Liebe Gottes, (wenn alles Dunkle erhellt wird und wir einander von Angesicht zu Angesicht sehen.)

*Felizitas Muntanjohl, Doris Joachim-Storch\**

## **Wie das Hineingleiten in eine andere Welt.**

### **Kommunikation mit dementen Menschen – ein Briefwechsel**

Doris Joachim-Storch schrieb:

Mich hat in letzter Zeit die Frage beschäftigt, was wir Kindern und Jugendlichen aus dem Horizont des Evangeliums sagen können, wenn sie ihre (Ur-)Großeltern dement erleben. Ich habe da eine 16-Jährige vor Augen. Ihr Großvater war nach einem Schlaganfall verwirrt und halluzinierte oft. Mal erkannte er sie, mal nicht. Mal hielt er sie für eine Krankenschwester, dann dachte er, sie hätte ein Kind und so weiter. Zwei Jahre dauerte es, dann starb er. Das Mädchen reagierte in dieser Zeit wechselweise verzweifelt oder aggressiv. Sie fürchtete die Besuche und reagierte oft widerwillig, wenn ihre Eltern sie drängten mitzufahren, und doch wollte sie den geliebten Großvater sehen. Sie litt sehr unter der Veränderung. Wo war er geblieben, der Opa, wie sie ihn kannte? Die Eltern fühlten sich oft hilflos und wussten nicht, was sie ihrer Tochter sagen konnten.

Felizitas Muntanjohl antwortete:

Die Frage, wie man die schwierige Situation mit dementen Verwandten für Kinder und Jugendliche – im Grunde ja auch für erwachsene Angehörige – erklären



kann, verstehe ich gut. Wenn man ganz unvorbereitet da hineingerät, fühlt man sich sehr hilflos. So ging es mir zu Anfang auch.

Heute fällt es mir leichter, weil ich die Lebendigkeit und „Verrücktheit“ der Dementen mag und sie mich nicht mehr so erschreckt. Heute versuche ich den erschrockenen „Gesunden“ zu erklären, dass die Welt der Dementen vielleicht für uns „sortierte“ Menschen schlimmer erscheint als für die Erkrankten. Es gibt zwar ganz furchtbare Phasen am Anfang, wenn den noch Bewussten das Erkrankten deutlich wird — das ist wirklich ganz schrecklich. Später aber ist es wie ein Hineingleiten in eine andere Welt, in der die Vergangenheit vielfältig und bunt ist, die Gegenwart ohne die Sorgen und Skrupel der Gescheiten und das Erleben so unmittelbar und spontan wie bei einem unerzogenen, unverdorbenen Kind: herzlich, ärgerlich, zärtlich, heiter ... Alles ist möglich und schnell hintereinander. Ich finde es faszinierend, herauszuhören, in welchem Alter sich der Mensch gerade befindet (könnte das nicht auch ein „Ratespiel“ mit den Enkeln sein?). Ich erfreue mich an der Direktheit ohne Vorurteils-Wände wie bei den Normal-Kirchenfernen. Hier ist man das, was man jetzt im Moment für den anderen abbildet: ein Lachen der Heiterkeit und Lebensfreude, eine Mutter voll liebevoller Wärme, eine ersehnte — längst verstorbene? — Schwester, die endlich zu Besuch kommt.

Wir müssen die alte Rolle loslassen: der Mutter oder Großmutter, die so anders geworden ist. Wir müssen sie fortfliegen lassen in andere Zeiten und haben die Chance, ein Stück mit ihr durch die Zeit zu fliegen und vielleicht diesen Menschen in jungen Jahren erleben zu können, die uns sonst niemals zugänglich geworden wären: das verspielte Mädchen, die Liebe suchende Frau, den charmanten Kavalier ...

Manche alte Menschen können in der Demenz endlich wieder so sein, wie sie gerne gewesen wären, bevor das Schicksal sie hart und bitter machte. Manche verirren sich so sehr, dass sie für uns nie mehr erkennbar sie selber sind. Aber was wissen wir schon von ihnen? Ist es nicht vielmehr unser Bild, wie sie sein, wie sie sich verhalten müssten? Ist es nicht unsere eigene Angst vor Kontrollverlust?

Das Ende der Kontrolle kann auch eine große Freiheit bedeuten. Eine Freundin sagte mir kürzlich: „Wenn ich mal alt bin, möchte ich auch dement werden!“ Sie erlebt bei ihrer Mutter, wie sie sich nach dem Tod des Mannes und im Hineingleiten in die Demenz so herrlich unbekümmert und frei fühlt wie nie zuvor. Sie tut nur noch, was ihr gefällt, isst alles was verboten ist, und wenn andere auf sie einreden, verschwindet sie in ihre innere Welt. Eine andere Verwandte lebt in ihren Fantasien das aus, was ihr in der Wirklichkeit immer verwehrt geblieben war: Der Besserwisser bekommt von anderen den Dämpfer, der untreue Ehemann wird von der Geliebten verlassen und längst verstorbene einst junge Kinder füttert sie bei deren imaginärem Besuch. Und ist augenscheinlich sehr zufrieden, dass die Welt endlich für Gerechtigkeit sorgt!

Die Begegnung mit dementen Menschen ist für uns die Einladung in eine fantastische Welt. Mit dementen Menschen zu kommunizieren bietet die Chance, Menschsein noch einmal aus einer anderen Perspektive zu sehen: ohne gelernte Richtigkeiten, ohne starre Zeitenfolge, ohne die Begrenzungen des Bewusstseins. Ich habe jetzt bei einer Gruppe von ihnen einen Gottesdienst über Drachensteigenlassen im Herbst gehalten und gesagt: Sie haben im Herbst ihres Lebens auch die Chance, mit ihren Gedanken und Erinnerungen frei wie ein Drachen zu fliegen, über die Zeiten

hinweg und bis zum Himmel. Sie haben sich damit durchaus verstanden gefühlt und sehr bedankt.

Ich hoffe, diese Erfahrungen haben ein wenig erklären können, was mir so durch den Kopf geht, wenn ich verwirrte Menschen und ihre Angehörigen erlebe und warum ich diese Arbeit so faszinierend und schön finde.

*Brigitte Rohde*

## **Predigt**

am 16.06.2013 in der Marienkirche Hanau  
(3. Sonntag nach Trinitatis) zur Vernissage  
der Ausstellung „Kunst trotz(t) Demenz“

## **EG 503, 14+15**

# **Der Baum – das Symbol der Altenheimseelsorge**

*Die Gnade Gottes, die Liebe Jesu Christi und die  
Kraft des Heiligen Geistes sei mit euch allen.  
Amen*

Liebe Schwestern und Brüder!

Sie saß am Kaffeetisch, zu Besuch bei ihren Kindern und Enkeln. Weit über 80 Jahre war sie bereits alt, immer noch auf ihr Äußeres und auf gute Manieren bedacht. Als sie ein Stück Erdbeertorte in den Mund schieben wollte, war es passiert. Es war auf die weiße Tischdecke gefallen und hinterließ einen hässlichen roten Fleck. Schnell schob sie ihre Kaffeetasse darüber. So fiel das Malheur nicht weiter auf. Beim nächsten Schluck Kaffee stutzte sie: Die Tasse stand am falschen Platz. Also schob sie das Gedeck wieder zurecht, so wie sie es einstmals gelernt hatte. Kurze Zeit später fiel ihr der rote Fleck auf ... Und so war die alte Dame während des gesamten Kaffeetrinkens beschäftigt, die Dinge an den richtigen Platz zu rücken. Die Regeln aus alter

Vergangenheit waren ihr noch präsent, was sich gerade eben ereignete, geriet sofort in Vergessenheit. Typisch für Menschen mit Demenz.

Demenz gilt mittlerweile als neue Volkskrankheit. Der Büchermarkt ist überschwemmt mit einschlägiger Literatur. Die Medien berichten täglich davon. Vielen macht das Thema Angst. Mancher, der in den Keller hinunter gestiegen ist und ratlos überlegt, was er eigentlich hier wollte, fragt sich, ob diese Vergesslichkeit bereits ein erstes Anzeichen der Erkrankung ist. An Demenz möchte keiner erkranken, zu groß ist die Furcht, die Kontrolle über sich selbst zu verlieren und keine Lebensqualität mehr zu haben.

Bei meiner Arbeit in einer Altenhilfeeinrichtung (*Martin Luther Stiftung*) begegne ich täglich Bewohnern, die an Demenz erkrankt sind. Ist das Leben hier deswegen ein Ort von Traurigkeit und Depression? Nein, ganz sicher nicht. Natürlich ist es ein veränderter Rhythmus, der den Tagesablauf bestimmt. Aber auch hier wird gelacht, erzählt und Freude ist spürbar:

Da komme ich zum Beispiel in einen Wohnbereich, in dem viele Bewohner mit Demenz leben. Am Tisch sitzt ein älteres Paar, sie sind zärtlich zueinander und lächeln sich verliebt an. Eine andere Dame, der ich ein Kompliment wegen ihrer schönen Haarspange mache, strahlt über das ganze Gesicht. Ja, die habe der Papa ihr von einer Reise mitgebracht. Der Stolz in ihrer Stimme ist nicht zu überhören. Zwischen den Bewohnern macht Mia ihre Runde, die Hundedame gehört dazu und lässt sich gerne und geduldig das Fell graulen.

Lange Zeit hat man es vermieden, über Demenz zu sprechen. Mittlerweile ist das Tabu gebrochen. Menschen,

die daran erkrankt sind, müssen nicht verschämt versteckt werden, die Krankheit muss nicht kaschiert werden. Vor wenigen Tagen ist der bekannte Publizist und Schriftsteller Walter Jens im Alter von 90 Jahren gestorben. Er war ein brillanter Redner gewesen. Für ihn hatte man eigens einen Lehrstuhl für Rhetorik an der Universität in Tübingen errichtet. Seine Übersetzungen des Neuen Testaments waren verbreitet und geschätzt. Er, der sich wegen seiner Eloquenz einen Namen gemacht hatte, verlor am Ende die Fähigkeit zu sprechen, zu schreiben und schließlich auch das Gesagte zu begreifen.

So hatte Walter Jens nie enden wollen! Lieber wollte er seinem Leben ein Ende machen, als die Kontrolle über sich und seine Fähigkeiten zu verlieren. Und dann — so beschreibt es seine Frau Inge Jens — hat er bis zum letzten Tag an seinem Leben festgehalten. „Er hat den Lebenswillen durch die Demenz nicht verloren.“ Es waren die einfachen Dinge, mit denen Walter Jens früher nie etwas anfangen konnte, die ihn schlichtweg nicht interessiert hatten, die ihn zuletzt jedoch gefreut haben: Ein zutrauliches Tier, das er streicheln konnte. Ein leckeres Essen, beispielsweise ein Leberkäsweckle am Imbissstand. Inge Jens beschreibt im Ausstellungskatalog für diese Ausstellung, dass ihr Mann in seiner neuen Welt, in die er abgetaucht war, durchaus glücklich sein konnte.

Die Wertschätzung für Menschen richtet sich nicht nach den Fähigkeiten, die diese erworben haben und sich im Alter erhalten. Gott jedenfalls hat andere Maßstäbe für uns. Wir verlieren bei ihm nicht an Würde, und er entzieht uns nicht seine Liebe. Der Psalm 71, den wir in diesem Gottesdienst gehört haben, spiegelt Gottes Zuwendung bis ins Alter wider.

Auch in dem bekannten Sommerlied „Geh aus, mein Herz“ klingt an, dass wir bis zum Ende unseres Lebens und darüber hinaus wertvoll sind und bleiben: Mit dem Symbol des Baumes drückt Paul Gerhardt in den letzten beiden Strophen dieses eindrucksvollen Liedes aus, dass wir in Gottes Garten verwurzelt bleiben und an Schönheit nicht verlieren. Ein Baum zeigt ja gerade mit zunehmendem Alter seine Größe und seine Kraft. Tief verwurzelt kann er Widerstand bieten, Unwetter aushalten, eine ausladende Baumkrone bietet Schutz und Schatten. Selbst wenn die Blätter fallen, verliert der Baum nicht an Anziehungskraft und ist weiterhin imposant.

Die Altenheimseelsorge hat den Baum zu ihrem Symbol gewählt. Wer alte Menschen seelsorglich begleitet, bekommt eine Ahnung davon, wie Menschen von ihrem Leben geprägt sind und über einen großen Schatz an Erfahrung und Weisheit verfügen – ähnlich wie die Jahresringe einen Baumstamm kräftigen und groß werden lassen. Selbst die Narben, die an der Baumrinde zu erkennen sind, selbst knorrige Äste ändern an dem Baum in seiner Ausstrahlung nichts.

Bis ins Alter sind wir vor Gott liebens- und lebenswert. Wie viele Ressourcen in alten und dementen Menschen noch schlummern, zeigt die Ausstellung „Kunst trotz(t) Demenz“, die heute hier in der Marienkirche und in der Martin Luther Stiftung eröffnet wird. Viele der Fotos haben glückliche Momente der demenzerkrankten Menschen festgehalten. Die Bilder lassen die Betroffenen auf neue Weise sprechen und ihre Gefühle zum Ausdruck bringen. Das Leben ist noch nicht erstarrt und zum Stillstand gekommen. Es ist kostbares Leben bis zuletzt. Alter trotz(t) Demenz!

*Mach in mir deinem Geiste Raum, dass ich dir werd ein guter Baum und lass mich Wurzeln treiben. Verleihe, dass zu deinem Ruhm ich deines Gartens schöne Blum und Pflanze möge bleiben.*

*Erwähle mich zum Paradeis und lass mich bis zur letzten Reis an Leib und Seele grünen.*

*So will ich dir und deiner Ehr allein und sonstem keinem mehr hier und dort ewig dienen.*

*(EG 503,14+15)*

„... und lass mich bis zur letzten Reis an Leib und Seele grünen ...“ Mit diesen Worten drückt Paul Gerhardt den Wunsch aus, vor Gott und bei den Mitmenschen nie an Würde zu verlieren und selbst im Leid — mit dem der Liederdichter selbst immer wieder konfrontiert wurde — sich der Zuwendung Gottes sicher sein zu dürfen.

Auf ein Leben mit Demenz bezogen heißt das: Auch in der letzten Lebensphase, selbst mit Einschränkungen kann gutes Leben möglich sein. Paul Gerhardt hat es in seinem Sommerlied besungen. Die Bilder dieser Ausstellung wollen uns das vor Augen führen. Und Gott verspricht es uns immer wieder neu.

Amen.



Stefan Rudolph

## **„Demenz und die andere Wahrnehmung der Wirklichkeit“**

### **Predigt**

am 17.8.2008 in der Kirche St. Martin, Kassel

### **(Offb 21, 1–7)**

75

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus, und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen.

*„Demenz und die andere Wahrnehmung der Wirklichkeit“.*

Ein dementer Mensch nimmt die Wirklichkeit anders wahr. Aber auch wir können seine Wirklichkeit anders wahrnehmen. Um sich besser in die Wirklichkeit eines dementen Menschen hereinfinden zu können, möchte ich Ihnen vorab zwei Passagen aus dem Roman „Small World“ von Martin Suter vorlesen. Erzählt wird die Geschichte von Konrad Lang. Konrad Lang ist an Demenz erkrankt:

*„Inzwischen war es Spätsommer und Konrad Lang mehr und mehr zu einem Pflegefall geworden. ... Er rasierte sich schlecht und immer seltener. Seine Fingernägel waren ungepflegt, und als sie ihn darauf aufmerksam machte ... stellte sich heraus, dass er es nicht konnte. Er stand da mit der Nagelschere in der Hand und hatte keine Ahnung, was er damit tun sollte.“*

*Seit ein paar Tagen fand sie an den unmöglichsten Orten der Wohnung Unterhosen. Manchmal waren sie feucht. Etwas, worauf sie Felix Wirth schon seit einiger Zeit vorbereitet hatte. „Spätestens wenn er anfängt, die Hosen nass zu machen, brauchst du eine Hauspflege“, hatte er gesagt.*

*Am Anfang hatte sie diese Idee weit von sich gewiesen. Die Vorstellung, eine fremde Person im Haus zu haben, war ihr zuwider. Sie wusste auch, wie schwer es Konrad inzwischen fiel, sich an jemand Neues zu gewöhnen. In letzter Zeit hatte sie immer öfter den Eindruck, er wisse nicht, wer sie sei. Nicht nur, dass er ihren Namen verwechselte ..., es kam auch vor, dass er sie anstarrte wie einen wildfremden Menschen.“*

*(Diogenes TB-Ausgabe, 1999, S. 125–126)*

Die zweite Passage ist dem Schlussteil des Buches entnommen. Die Lebensgefährtin von Konrad Lang antwortet auf die Frage: „Wie hat es angefangen?“

*„Wie bei allen: Kleine Vergesslichkeiten, unbedeutende Zerstreuheiten, Dinge gehen verloren, Namen werden vergessen, ..., man verliert die Orientierung, dann erkennt man gute Bekannte nicht mehr, vergisst die Namen von Gegenständen, weiß nicht mehr, wofür sie benützt werden, kann sich nichts mehr merken und erinnert sich nur noch an Dinge, die weit zurückliegen.“ (*

*Diogenes TB-Ausgabe, 1999, S. 269)*

Liebe Gemeinde,

ein dementer Mensch nimmt die Wirklichkeit anders wahr. Wir merken jetzt, das ist sehr wohlwollend formuliert. Man könnte auch sagen — und manchmal muss man das sagen, um den Betroffenen und sich selbst nicht zu gefährden: Der demente Mensch verliert den Bezug zur Wirklichkeit.

Und das erleben wir als Katastrophe.

Vor diesem Wirklichkeitsverlust des anderen würden wir am liebsten unsere Augen verschließen. Denn es ist uns kaum zuzumuten, mit anzusehen, wie sich ein vertrauter Mensch verändert und sich immer weiter von uns entfernt. Aber die Zerstörung des Gehirns lässt sich bei einem an Demenz Erkrankten bestenfalls verzögern, aber nicht aufhalten. Sie raubt dem Erkrankten im wahrsten Sinne des Wortes den Verstand. Das kann soweit gehen, dass der Mensch, mit dem ich über Jahrzehnte Tisch und Bett geteilt habe, mich nicht mehr erkennt. Und das ist unerträglich.

Demenz führt oft in eine Katastrophe — für die Betroffenen, aber auch für die Angehörigen. Wenn ein Mensch, den ich immer geliebt habe und immer noch liebe, vor mir steht und doch unerreichbar ist, dann ist das so, als ob die Welt untergeht.

Hier setzt nun der Predigttext ein: beim Weltuntergang, und was wir diesem entgegensetzen haben. Ich lese aus der Apokalypse des Johannes, Kap. 21, die Verse 1–7:

*1 Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen, und das Meer ist nicht mehr. 2 Und ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabkommen, bereitet wie eine geschmückte Braut für ihren Mann. 3 Und ich hörte eine große Stimme von dem Thron her, die sprach: Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen! Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein; 4 und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen. 5 Und der auf dem Thron saß, sprach: Siehe, ich mache alles neu! Und er spricht: Schreibe,*

*denn diese Worte sind wahrhaftig und gewiss! 6 Und er sprach zu mir: Es ist geschehen. Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende. Ich will dem Durstigen geben von der Quelle des lebendigen Wassers umsonst. 7 Wer über-windet, der wird es alles ererben, und ich werde sein Gott sein, und er wird mein Sohn sein.*

Liebe Gemeinde, Gott stellt neben die Katastrophe des Weltuntergangs, neben all unser Unheil und Unglück, eine ganz andere Welt — seine Welt. Und das ist eine heile Welt. Gott verheißt: wer durch die Katastrophe hindurchgegangen ist, der wird diese andere Welt erleben, und zwar nicht erst irgendwann, sondern jetzt sofort: den neuen Himmel, die neue Erde, das Ende der Tränen, die Quelle lebendigen Wassers und die Gegenwart Gottes!

Wie aber können wir diese Ansage der ganz anderen Wirklichkeit Gottes in unser Leben holen? Wie kann das, was Gott da verspricht, für uns wahr werden? Wie können wir die heilende Macht Gottes in uns lebendig werden lassen?

Um die Katastrophe kommen wir nicht herum. Ohne alte Welt gibt es auch keine neue Welt. Zunächst einmal bleibt uns nichts anderes übrig als der Wirklichkeit ins Auge zu sehen, und zwar so wie sie ist. Einschließlich der Wirklichkeit der Katastrophe. Wir müssen uns der Katastrophe stellen — auch wenn gerade die Welt untergeht. Und ich sage müssen, weil uns das gewiss nicht leicht fällt. Aber würden wir uns von der Katastrophe klein machen lassen, hätten wir schon verloren. Es ist auch zwecklos, vor der Katastrophe davon zu laufen. Sie würde uns schneller wieder einholen als uns das lieb ist. Es nützt nichts, die Katastrophe zu verdrängen, wir müssen sie zulassen. Das ist das Entscheidende. Denn damit setzen wir uns ihr entgegen — so schwer uns das auch fallen mag.

Aber wo wir uns einer Katastrophe entgegen stellen, indem wir sie zulassen, da werden wir auch schnell merken, dass sie nur ein Teil der Wirklichkeit ist, dass sie nicht alles ist. Sondern, dass da noch mehr ist. Und dass da auch noch Gott ist.

Helmut Gollwitzer hat einmal gesagt: *„Die Welt ist herrlich, die Welt ist schrecklich. Es kann mir nichts geschehen – ich bin in größter Gefahr.“*

Glück und Unglück, Heil und Unheil, Zukunft und Untergang, Rettung und Gefahr liegen oft dicht beieinander. Aber auch wenn die Welt untergeht, gibt es immer noch die andere Wirklichkeit Gottes.

Was kann das heißen im Blick auf Demenz? Die Krankheit selbst lässt sich nicht therapieren. Bis heute können Ärzte nichts gegen die Krankheit tun – allerhöchstens lässt sich ihr Fortschreiten verzögern. Wir können aber sehr wohl etwas für die Erkrankten tun. Und das tun wir ja auch. Und es gibt Vieles, was wir der Katastrophe einer Demenzerkrankung entgegenzusetzen haben. Erinnerungsarbeit etwa. Für den Erkrankten ist der Bezug auf seine Lebensgeschichte wichtig. Auch das Achten seiner Gewohnheiten. Und eine Umgebung, in der er sich leicht zurechtfindet. Die Stärken, die er durchaus noch hat, wollen gefördert werden. Dort wo er schwach ist, braucht er Hilfestellungen.

Am wichtigsten aber ist, dass ein an Demenz erkrankter Mensch spürt, dass wir da sind; dass wir für ihn da sind; und dass auch andere für ihn da sind. Und da reicht manchmal schon ein Lächeln, da genügt eine freundliche Geste oder eine aufgelegte Hand, die unsere Nähe spüren lässt. Denn solche Nähe verschafft Geborgenheit und Sicherheit.

Heilsam ist auch, wenn wir aufhören zu meinen, dass wir alles ganz alleine bewältigen müssen. Es gibt Menschen, die helfen können und helfen wollen – professionelle Pflegekräfte, aber auch andere, die uns unterstützen und etwas von der Last abnehmen wollen. Manchmal ist es gut, mutig zu sein, und solche fremde Hilfe und Unterstützung in Anspruch zu nehmen.

Das, was gegeben ist, die Unheilbarkeit der Krankheit ist das eine. Das, was wir daraus machen, unser Umgang damit, ist das andere. So wie die Wirklichkeit des Weltuntergangs immer nur das eine ist, die Wirklichkeit Gottes aber das andere. Und so, wie Wirklichkeit sowieso ganz unterschiedlich wahrgenommen wird. Was für den einen wirklich ist, stimmt noch lange nicht mit der Wirklichkeit des anderen überein.

Denken Sie etwa an Verliebte, liebe Gemeinde: Wer verliebt ist, sieht die Welt mit anderen Augen. Plötzlich sieht alles ganz rosig und bunt aus. Wer verliebt ist, macht unter Umständen Sachen, worüber andere nur erstaunt oder gar verständnislos den Kopf schütteln können. Der Grund dafür ist einfach: Der Verliebte nimmt die Wirklichkeit anders wahr als der Nichtverliebte. Ja, und vielleicht muss man sogar sagen: Der Verliebte lebt in einer anderen Wirklichkeit.

Oder denken Sie daran, wie Jugendliche und junge Erwachsene die Welt wahrnehmen: Die sehen doch überall ihre Freiheit bedroht und ihre Lust am Leben eingeschränkt. Die müssen immerzu protestieren und aufbegehren, sei es gegen ihre Eltern oder gegen die ganze Gesellschaft. Junge Menschen sehen die Welt mit anderen Augen, ihre Wirklichkeit ist eine andere als die der Erwachsenen. Obwohl es die gleiche Welt ist, in der wir alle leben.

Und deshalb lautet die Antwort auf die Frage: Was ist wirklich? Es kommt darauf an. Es kommt auf den Standpunkt an, von dem aus ich schaue. Denn ich kann es wohl keinem nehmen, jung oder verliebt zu sein.

Und so gilt auch für die Wirklichkeit des Menschen, der von Demenz betroffen ist: Es kommt auf den Standpunkt an, von dem aus wir schauen! Nur weil der demente Mensch für uns vielleicht nicht mehr erreichbar ist, ist seine Wirklichkeit nicht weniger wirklich als unsere!

Ich stelle mir das so vor, liebe Gemeinde, als ob sich ein Mensch, der an Demenz erkrankt ist, auf eine Reise begibt. Denn auch wer auf Reisen geht, begibt sich in eine andere Wirklichkeit. Der taucht ein in eine andere Welt. Ein anderer Rhythmus bestimmt seine Tage, andere Dinge werden plötzlich wichtig. Und je länger man unterwegs ist, desto mehr entschwindet das, was zu Hause passiert, aus dem Blick. So ähnlich erlebt es vielleicht auch ein dementer Mensch. Er ist unterwegs in anderen Welten. Immer öfter und immer weiter weg. Und keiner weiß so genau, wohin seine Reisen gehen.

Das mag uns unzufrieden stimmen. Und das mag uns sogar unheimlich sein, wenn der Reisende immer seltener zurückkehrt. Und irgendwann ist es dann eine Reise ohne Wiederkehr.

Natürlich fällt es schwer, uns immer wieder und immer mehr zu verabschieden. Letztendlich erscheint alles wie ein einziger, langer Abschied. Es fällt uns schwer zu sehen, wie der geliebte Mensch immer weiter von uns wegrückt bis er uns schließlich ganz entrückt.

Aber „in Wirklichkeit“ brauchen wir uns gar keine Sorgen zu machen – zumindest nicht um den Erkrankten! Denn wer sagt denn, dass es einem dementen Menschen in seiner Welt, in seiner Wirklichkeit, nicht gut geht?

Freilich kann man sich mit dem Haustelefon nicht kämmen und man sollte auch nicht mit dem Spazierstock den Kaffee umrühren. Aber wir sehen doch, dass auch der an Demenz erkrankte Mensch Mensch bleibt – obwohl er sich verändert und vielleicht nicht mehr für uns erreichbar ist. Wir sehen und spüren doch, dass er sich freut und dass er trauert, dass er hofft und bangt, dass er wütend ist, ängstlich oder mutig, dass er fühlt, glaubt und liebt - so wie wir auch!

Ich will die Krankheit nicht schön reden – ganz bestimmt nicht: Aber niemand darf behaupten, dass ein dementer Menschen nicht ganz Mensch ist und dass es ihm in seiner Welt, in seiner Wirklichkeit nicht auch gut gehen kann!

Manchmal fällt es vielleicht schwer zu akzeptieren, dass es verschiedene Wirklichkeiten gibt: meine und deine, die Wirklichkeit des Verliebten und des Nichtverliebten, die Wirklichkeit des Jugendlichen und des Erwachsenen, die Wirklichkeit eines Kranken und eines Gesunden, die Wirklichkeit der Welt und die Wirklichkeit Gottes.

Aber in dem Moment, wo ich sehe, dass es diese verschiedenen Wirklichkeiten gibt, da wird meine eigene Wirklichkeit sehr relativ. Und da bekomme ich eine Ahnung davon, dass es noch mehr gibt als das, was ich meine, dass wirklich ist.



Und dann wird auch die Wirklichkeit Gottes plötzlich ganz real: Denn Gott ist da, wo ich an ihn glaube. Gott ist wirklich, wo ich auf ihn vertraue.

Und so hat Gott tatsächlich hier und jetzt dem Weltuntergang etwas entgegensetzen: Denn sein Reich ist nicht von dieser Welt; aber: Es ist hier und heute, in uns und mitten unter uns gegenwärtig! Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre Eure Herzen und Sinne in Christus Jesus.

*Claudia Vetter-Jung*

*Die Predigt wurde in einem „normalen“ Sonntagsgottesdienst gehalten, zu dem im Gemeindebrief und in der örtlichen Presse eingeladen wurde.*

*Im Anschluss an den Gottesdienst gab es von einer Mitarbeiterin des örtlichen Beratungsbüros „Älter werden“ Informationen zu Hilfsangeboten für Menschen mit Demenz und ihre Angehörige.*

## **Der Predigttext steht beim Propheten Jesaja im 43. Kapitel, die Verse 1–4:**

*Und nun spricht der HERR, der dich geschaffen hat, Jakob, und dich gemacht hat, Israel: Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein! Wenn du durch Wasser gehst, will ich bei dir sein, dass dich die Ströme nicht ersäufen sollen; und wenn du ins Feuer gehst, sollst du nicht brennen, und die Flamme soll dich nicht versengen. Denn ich bin der HERR, dein Gott, der Heilige Israels, dein Heiland. Ich habe Ägypten für dich als Lösegeld gegeben, Kusch und Seba an deiner statt, weil du in meinen Augen so wert geachtet und auch herrlich bist und weil ich dich lieb habe.*

Liebe Gemeinde!

Dieser Text aus dem Propheten Jesaja ist mir in meiner Arbeit mit Menschen mit Demenz und ihren Angehörigen zu einem meiner wichtigsten Bibeltex-te geworden, weil er der Angst vor dem Vergessen und Vergessenwerden etwas entgegenzusetzen hat. Was gibt es Tröstlicheres gegen das Vergessen, als beim Namen gerufen zu werden und nicht verlassen zu werden. *Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; Du bist mein!*

---

85

---

Immer wieder haben mir Angehörige erzählt, wie schlimm es ist, wenn ihre Mutter, ihr Vater, ihr Ehemann, ihre Ehefrau sie nicht mehr erkenne. „Sie weiß nicht mehr wer ich bin, sie spricht mich als ihre Schwester an, dabei bin ich doch ihre Tochter.“ Oder „Mein Mann fragt mich, wo denn seine Frau bleibe, warum sie ihn nicht besuchen komme, obwohl ich gerade bei ihm bin. Er erkennt mich nicht mehr und behandelt mich wie eine Fremde.“

Mindestens genauso schlimm ist es, wenn die Betroffenen sich selbst nicht mehr kennen, nicht mehr wissen, wie sie heißen, woher sie kommen, ob sie Geschwister hatten oder keine, ob sie Kinder hatten und wenn ja, wie viele. Alle Erinnerungen sind gelöscht. Alles schwimmt im grauen Meer des Vergessens.

Wie gut tut es da zu hören: *Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein!*

Wie gut tut es, darauf zu vertrauen: Gott hat jeden von uns bei seinem Namen gerufen, Gott weiß um unsere Geschichte, er weiß um uns von Mutterleib und Kindesbeinen an, er weiß sogar, was vor unserer Geburt war, was uns

geprägt hat. Und er weiß alles, was wir seither mitgemacht haben, was wir erlebt haben, an Schönem und Schrecklichen, an Glück und an Leid.

Wie tröstlich ist, dass er uns kennt, jeden einzelnen, jede einzelne. Auch dann noch, wenn er oder sie sich selbst fremd wird. Auch dann noch, wenn ihm oder ihr Vertraute zu Fremden werden. Auch dann noch, wenn umgekehrt die Kranken für die Gesunden zu Fremden werden: Der ehemals starke Ehrfurcht einflößende Vater wird zum schwachen, hilflosen Kind. Die ängstliche Mutter, die sich allem und jedem angepasst hat, wird aggressiv, wirft mit Gegenständen, schlägt und kratzt jeden, der sich ihr nähert und ihr helfen will. Auch dann wenn die Gesunden sich nicht mehr kennen, weil sie die Überforderung, die Hilflosigkeit zu Reaktionen treibt, die sie von sich selbst nie für möglich gehalten hätten.

Auch dann gilt das Versprechen Gottes: *Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein!* Ich kenne Dich. Mir ist deine Geschichte nicht fremd, ich weiß wer du bist, wer du tatsächlich warst und wer du sein wolltest. Dieses Versprechen verschweigt die Abgründe nicht. Es ist kein Versprechen für die guten Tage allein, die Bedrohungen, denen Menschen ausgesetzt sind, werden drastisch geschildert. *Wenn du durch Wasser gehst, will ich bei dir sein, dass dich die Ströme nicht ersaufen sollen; und wenn du ins Feuer gehst, sollst du nicht brennen, und die Flamme soll dich nicht versengen.*

An einer Demenz zu erkranken kann sich, so habe ich das in meinen Begleitungen oft erlebt, anfühlen wie Ertrinken.

„Das Vertrauen ist weg“ Mit diesen vier Worten hat ein an Alzheimer erkrankter Mann benannt und auf den Punkt

gebracht, was seine Lebenssituation durch die Krankheit geprägt hat. Unruhe. Unsicherheit. Da schwindet der Boden unter den Füßen. Wie unsicher muss man sich fühlen, wenn man Worte formt, deren Sinn einem manchmal nicht mehr deutlich ist und die die anderen nicht mehr verstehen. Wie haltlos muss man sich fühlen, wenn man vergessen hat, wo man zu Hause ist. Ja, dann ist das Vertrauen weg. Mit jeder Erinnerung versinkt eine weitere Insel im Meer des Ertrinkens.

Und Menschen mit Demenz und ihre Angehörige erleben Situationen, die müssen sich anfühlen, als gingen sie durch's Feuer. Nicht selten werden an Demenz erkrankte Menschen von Erinnerungen an bedrohliche oder gar traumatische Ereignisse gepeinigt. Weil ihr Verstand nicht mehr funktioniert, können sie nicht mehr zwischen ihren Erinnerungen und ihrem momentanen Erleben unterscheiden. Dann wird die Schwester, die einem das Essen anreicht, zur Mutter, die einen gezwungen hat, seinen Teller leer zu essen, oder die Mitbewohnerin, die nachts vor dem Bett steht, wird zur Aufseherin im Konzentrationslager.

Hören wir noch einmal den Predigtext:

*Und nun spricht der HERR, der dich geschaffen hat, Jakob, und dich gemacht hat, Israel: Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein! Wenn du durch Wasser gehst, will ich bei dir sein, dass dich die Ströme nicht ersäufen sollen; und wenn du ins Feuer gehst, sollst du nicht brennen, und die Flamme soll dich nicht versengen. Denn ich bin der HERR, dein Gott, der Heilige Israels, dein Heiland. Ich habe Ägypten für dich als Lösegeld gegeben, Kusch und Seba an deiner statt, weil du in meinen Augen so wert geachtet und auch herrlich bist und weil ich dich lieb habe.*

Der da spricht, weiß um die Bedrohung des Lebens. Aus der Exegese wissen wir, dass hinter dem Text die Erfahrung des Exils steht. Die Israeliten waren verschleppt nach Babylon, sie fanden sich in einer Welt wieder, die ihnen fremd war. Ihre vertraute Umgebung hatten sie aufgeben müssen. Sie hatten alles verloren, was ihnen Halt gab, ihr Zuhause, ihre Gewohnheiten, ihren Glauben, ihr Vertrauen ins Leben — sie waren fremd unter Fremden — eine Situation, in vielem vergleichbar der, wie sie Menschen mit Demenz erleben:

Zu diesen verunsicherten, in ihren Grundfesten erschütterten Menschen spricht der Prophet Jesaja und verspricht Ihnen Gottes Treue.

Auf die große Verunsicherung, auf den Vertrauensverlust antwortet Gott mit der Erneuerung seines Beziehungsangebotes. Er erinnert sein Volk daran, dass er sie beim Namen gerufen hat, dass sie sein eigen sind. Er sagt ihnen, dass er ihr Gott ist und was er für sie getan hat. Er hat andere Völker für sie als Lösegeld gegeben. Und das einzig allein, so sagt er: weil du in meinen Augen so wert geachtet und auch herrlich bist und weil ich dich lieb habe. Und genau diese Begründung Gottes ist es, die für mich im Blick auf Menschen mit Demenz so wichtig ist.

Gott hat sich uns ausgesucht, weil wir in seinen Augen wert geachtet sind und herrlich und weil er uns liebt. Nicht wir machen uns einen Namen. Er ruft uns bei unserem Namen. Er macht den ersten Schritt und das vor unserem Tun, unabhängig von dem, was wir in die Beziehung einbringen können.

Vor Gott zählen nicht unsere Leistungen, unsere Fähigkeiten, unsere Erfolge, sondern, dass er uns lieb hat. Er hat

uns bei unserem Namen gerufen, wir sind sein. Einzig und allein die Beziehung zählt.

Wir machen unseren Wert, unsere Daseinsberechtigung und die von anderen oft von Bedingungen abhängig. Wie oft ist es mir begegnet, dass mir Menschen erzählen, wenn ich einmal dement bin, dann will ich nicht mehr leben. Für so einen Fall habe ich eine Patientenverfügung. Solch ein Leben ist für mich nichts mehr wert. Ich erinnere nur an den Suizid von Gunter Sachs. Für mich steckt da ein furchtbares Menschenbild dahinter. Der Mensch als Maschine, die danach bewertet wird wie gut oder schlecht sie funktioniert und wehe sie funktioniert nicht mehr. Vor allem wenn das Denken nicht mehr funktioniert, ist das ein Grund, dem Leben Sinn und Wert abzusprechen. Es ist, als ob Descartes *Cogito ergo sum* – Ich denke, also bin ich – die geheime Maxime unseres Lebens ist. Und die andere, mindestens genauso wichtig ist die „Mein Leben ist nur lebenswert, wenn ich niemanden brauche“. Sich selber nicht mehr vorstellen können, dauerhaft auf Hilfe angewiesen zu sein. Die Vorstellung, dass andere über mich bestimmen können, ist so furchtbar, dass das Leben für den modernen Menschen allen Sinn zu verlieren scheint.

Ich will die Folgen von Demenz für die Betroffenen und für die Angehörigen nicht verharmlosen. Gewiss nicht. Dazu habe ich zu lange in diesem Bereich gearbeitet. Aber ich habe immer wieder erlebt, wie glücklich Menschen mit Demenz sein können. Einer meiner ersten Besuche im Pflegeheim galt Frau D. Sie hatte Geburtstag und ich gratulierte ihr. Weil sie Singen liebte, sangen wir gemeinsam Volkslieder. So alle 3–4 Minuten, nach jedem Lied, fragte sie. „Wer sind Sie. Warum sind Sie heute da.“ Und wenn ich dann antwortete: „Ich bin die Pfarrerin und ich besuche Sie, weil Sie heute Geburtstag haben“ Dann strahlte sie über das

ganze Gesicht. Selten in meiner Berufslaufbahn konnte ich jemanden, den ich besuchte, in einer halben Stunde so oft immer wieder aufs Neue glücklich machen. Frau H. fällt mir ein, sie liebte gutes Essen und schöne Kleidung. Wie glücklich war sie, wenn ich ihre schöne Bluse, ihre neue Kette bewunderte. Oder Frau B., die auf die Frage, wie es ihr ginge, mit schöner Regelmäßigkeit antwortete: „Mir geht es gut, ich habe ein Dach über dem Kopf und ein gutes Buch.“ Letzteres hatte sie oft verkehrt rum aufgeschlagen auf dem Schoß. Manchmal sagte sie auch: „Ich habe jeden Tag Besuch. Meine Mutter und mein Bruder kommen jeden Tag.“ Sie selbst war da schon weit über 100.

Vor einigen Monaten hat das Forum Demenz in Wiesbaden eine Ausstellung organisiert mit dem Titel „Lebenslust und Demenz“. Zwei Begriffe, die man sonst selten zusammen bringt. Wir haben den Titel ganz bewusst gewählt, weil in der öffentlichen Berichterstattung sehr einseitig nur die Belastungen und Verluste, die mit Demenz einhergehen, Eingang in die Berichterstattung finden. In einer Studie habe ich einmal gelesen, dass der Anteil der Depressiven unter Menschen mit Demenz nicht wesentlich höher ist als im Durchschnitt der Bevölkerung. Wie es einem geht, wenn man selbst einmal dement wird, ist nicht vorherzusagen. Es gibt sie, die immer Traurigen, immer Verzweifelten. Aber es gibt auch die immer Fröhlichen, immer Gut Gelaunten, wie beispielsweise Frau H., von der ich gerade erzählte. Und es gibt alle Schattierungen dazwischen, wie auch bei uns Gesunden.

Viel kommt auf die Umgebung an, auf die Lebensumstände, das familiäre Umfeld oder den Betreuungsschlüssel in den Heimen. Das Hauptproblem ist, dass wir zu wenige Ressourcen haben, um genügend gute Betreuung zu ermöglichen. Ob es Menschen mit Demenz gut geht, hängt



wesentlich davon ab, ob sie die Erfahrung machen können, trotz ihrer Einschränkungen wert geschätzt und anerkannt zu werden. Einen Namen zu haben und keine Nummer zu sein, ist für Menschen mit Demenz genauso wichtig wie für Menschen ohne Demenz.

*Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein!*

Gott ruft uns bei unserem Namen, bei ihm haben wir einen Namen, unabhängig von dem was wir dafür tun können. Lassen sie uns diese Wertschätzung weitergeben an alle, die daran Mangel haben.

Amen.

*Jürgen Wolf*

*Predigt zum Gottesdienst am 8. September 2013 an der Dreifaltigkeitskirche in Kassel zur Einstimmung auf den Weltedemenztag 2013*

## **„Was aber bleibt?“**

### **1. Korinther 13, 13 Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.**

Liebe Gemeinde,

am 21. September dieses Jahres ist der Weltedemenztag. Manche von uns sind durch Angehörige betroffen, aber auch die eigene Zukunft im Alter ist ungewiss.

Was bleibt im Leben, wenn die Erinnerungen verschwunden sind und das Vertraute nicht mehr vertraut ist? Was bleibt, wenn uns alle Menschen fremd geworden sind, auch diejenigen, die uns besonders nahe standen? Was bleibt, wenn wir die eigenen Kinder nicht mehr erkennen? Im Seniorenheim auf der Marbachshöhe besuche ich regelmäßig demente Bewohner und feiere mit ihnen Gottesdienste. Sie rufen mir immer in Erinnerung, wie auch wir werden können. Dann kann ich nicht mehr verdrängen, dass die Menschen, die dort leben, mir Möglichkeiten meiner eigenen Zukunft vor Augen stellen. Je länger ich diesen Men-

schen begegne, desto geringer wird aber meine eigene Angst vor einem solchen Zustand.

In einem der Aufenthaltsräume sitzt eine Gruppe älterer Damen und Herren an Tischen. Wortlos verlieren sich ihre Blicke im Raum. Frau H. zerreißt langsam und in sich versunken ein nicht mehr benötigtes Blatt Papier. Sie arbeitet, sie geht einer für sie ersthaften Beschäftigung nach. Vor ihr liegen weitere in Streifen zerrissene Blätter. Neben ihr sitzt Frau M., eine ehemals hochkultivierte Frau, früher war sie Balletttänzerin am Staatstheater. Sie beginnt plötzlich und unmotiviert zu lachen, ein fremd klingendes Lachen. „Sie sind ja wieder fröhlich“, sage ich zu ihr. Die Dame strahlt mich an. Vorsichtig berühre ich ihre Hand. Nähe tut gut, zu viel Nähe macht aber auch Angst, wo ist die Grenze? Aus einem Zimmer höre ich lautes Schreien. Ich kenne die Person. Ein ehemaliger Journalist, eine stattbekannte Persönlichkeit beendet hier sein Leben. Durch die Glastür betritt Frau B. den Raum, eine Dame um die 70. Jeden Tag besucht sie ihre Mutter. Sie setzt sich zu ihr, streichelt liebevoll ihre Wange. Die weit über neunzigjährige Mutter strahlt. Frau B. singt leise die Strophen eines bekannten Liedes. Frau G, die Mutter, lächelt verklärt. Ich begrüße Frau B. rede wenige Worte zu ihrer Mutter. Spreche den 23. Psalm: *Der Herr ist mein Hirte ... und wenn ich schon wanderte im dunklen Tal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir ...* Die Tochter spricht leise die auch ihr vertrauten Worte mit. Die Mutter bewegt die Lippen.

Was aber bleibt? Was aber bleibt, wenn alles schwindet?

Der Apostel Paulus sagt: *Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei.*

Paulus beginnt seine Aufzählung mit dem Glauben. Worte, Klänge und innere Bilder bleiben; was tief in unsere Seele gelegt ist, geht nicht verloren. Frau W., die als junge Frau nach Frankfurt zog, in Frankfurt verheiratet war, in Frankfurt Kinder aufzog, hat keine Erinnerung mehr an ihre Frankfurter Zeit; auch auf Bilder ihrer Frankfurter Wohnung, sogar auf ein Foto ihres Ehemanns reagiert sie nicht. Wenn wir jedoch ein Foto ihres Elternhauses in Sachsen betrachten, des Hauses, in dem sie schon seit über sechzig Jahren nicht mehr lebt, verändert sich ihr Gesicht, sie fühlt sich wieder zu Hause. Menschen, die ihre Kinder nicht mehr erkennen, reagieren auf die Fotos ihrer eigenen Eltern. Was bleibt ist Vertrauen, Urvertrauen, alte Lieder und Gebete, Lebensbilder, Lebensklänge und Lebensworte. Ein Leben, das darin reich ist, bleibt ein lebenswertes Leben. Der erlernte und reflektierte Glaube hat seine Zeit, die Bilder und Klänge in der Tiefe, die bleiben. Aber auch der Glaube hat immer seine Zeit. Jenseits des Glaubens stehen Gewissheit und die Schau Gottes. Dann dürfen wir erleben, dass Gott alles in allem ist. Bis dahin sehen auch wir noch wie in einem dunklen Spiegel. Somit bleibt nicht nur Wissen und Erkenntnis, sondern auch der Glaube das Vorletzte.

Neben dem Glauben nennt Paulus die Hoffnung. Ich besuche Frau F. auf ihrem Zimmer im Seniorenheim. Sie fleht mich an: „Ich möchte nach Hause, bringen Sie mich nach Hause.“ Es wäre sinnlos, sie davon überzeugen zu wollen, dass diese Stube ja ihr Zuhause sei. Dieses Zimmer ist ihr fremd. Die Hoffnung, nach Hause zu kommen, in ihr wirkliches Zuhause, hat sie nicht aufgegeben. Hoffnung und Unruhe gehören zusammen. „Ja, Frau F.“, reagiere ich auf ihr Flehen, „ich bringen Sie nach Hause.“ Ich ziehe ihr den Mantel an und helfe ihr aus dem Sessel. Anschließend gehen wir mit Hilfe des Rollators durch die Gänge des Seniorenheims. Frau F. nimmt die Umgebung wahr und ist voller

Zuversicht. Wieder an ihrem Zimmer angekommen, sage ich ihr, dass wir jetzt zu Hause seien. Frau F. ist zufrieden. Sicher wird sie irgendwann wieder unruhig werden und nach Hause wollen. Hoffnung ist etwas Vorläufiges. Erfüllung kann die Hoffnung vorübergehend stillen. Aber am Ende jeder Hoffnung steht die Erfüllung.

Das größte ist aber die Liebe. Selbst Paulus, der sonst immer den Glauben betont, der vor Gott allein gerecht machen kann, stellt die Liebe über den Glauben. Während der Glaube vorläufig ist und sein Ziel in der Gewissheit findet, ebenso die Hoffnung, die sich nach Erfüllung sehnt, trägt die Liebe ihr Ziel in sich selbst. Liebe ist nicht mehr vorläufig. Am Ende steht die Liebe, die alles in allem ist. Glaube und Hoffnung münden in der Liebe. Es ist aber nicht die Liebe, die nach dem wahren Guten und Schönen strebt, jene Liebe, die Romantiker und Philosophen als das Erstrebenswerteste verklärt haben. Die leidenschaftliche Liebe zu dem, was uns anzieht und begeistert, für besonders liebenswerte Menschen, aber auch für Ideale und höhere Ziele ist es nicht. Die Liebe, von der Paulus hier spricht, hat uns Jesus Christus vorgelebt. Er hat uns zuerst geliebt, nicht weil wir so liebenswürdig wären und so viel Liebe verdient hätten. Er erweist seine Liebe besonders gegenüber Aussätzigen und Behinderten, gegenüber den Zöllnern und Sündern, nicht weil sie so liebenswert waren, sondern weil gerade diejenigen seine Liebe brauchten. Durch ihn sind wir geliebt, obwohl auch wir seine Liebe manchmal nicht verdienen. Durch die Kraft seiner Liebe können auch wir diejenigen lieben, die Liebe am nötigsten haben. Frau W. kann diese Liebe erfahren, wenn alte Erinnerungen wieder geweckt werden, Frau F. spürt diese Liebe, wenn ihre Unruhe und ihre Suche nach Heimat ernst genommen werden.

Was bleibt im Leben, wenn die Erinnerungen verschwunden sind und das Vertraute nicht mehr vertraut ist?

Was bleibt, wenn uns alle Menschen fremd geworden sind, auch diejenigen, die uns besonders nahe stehen, wenn wir die eigenen Kinder nicht mehr erkennen?

Seine Liebe bleibt, auch wenn alles andere verschwunden ist, Erinnerungen, Fähigkeiten, Begabungen, Orientierung. All dies kann uns verloren gehen, Glaube, Hoffnung, Liebe bleiben, aber die Liebe ist das Größte, es gibt nichts Höheres als die Liebe, die ihr eigenes Ziel in sich selber trägt. Seiner bleibenden Liebe allein verdanken wir die Würde, die uns auch dann nicht verlorenght, wenn alles andere, was vor den Menschen zählt, keinen Bestand hat.

Ich wünsche mir, dass wir die dementen Verwandten oder Bekannten mit diesem liebenden Blick Gottes wahrnehmen können. Wenn wir dann selbst, wenn es so weit ist, auch selbst am Ende so wahrgenommen werden, dann brauchen wir uns vor einer solchen Zeit nicht zu fürchten.

## **Kontaktdaten der Verfasserinnen und Verfasser**

### **Pfarrerin Birgit Basteck**

*Hans-Staden-Straße 24 a, 34466 Wolfhagen  
Telefon: 05692-991486, E-Mail: birgit.basteck@ekkw.de*

### **Dekan i.R. Dr. Friedhelm Borggrefe**

*Horst-Schork-Straße 66, 67069 Ludwigshafen  
Telefon: 0621-655455, E-Mail: borggrefe-lu@gmx.de*

### **Prädikantin Beate Braner-Möhl**

*Fachstelle Demenz des Diakonischen Werkes Odenwald  
Bahnhofstraße 38, 64720 Michelstadt  
Telefon: 06061-9650136, E-Mail: beate.braner-moehl@dw-odw.de*

### **Pfarrer Dr. Michael Frase**

*Leiter des Diakonischen Werkes für Frankfurt des Evangelischen Regionalverbandes Frankfurt a. M.,  
Kurt-Schumacher-Str. 31, 60311 Frankfurt am Main  
Telefon: 069-2475149 5001, E-Mail: michael.frase@diakonischeswerk-frankfurt.de*

### **Pfarrerin Silke Funk**

*Köpfchensweg 2, 56379 Dienethal  
Telefon: 02604-950070, E-Mail: ev.Kirchengemeinde.dienethal@ekhn-net.de*

### **Pfarrerin Elke Henning**

*Stresemannallee 2, 36251 Bad Hersfeld  
Telefon: 06621-968513, E-Mail: e.henning@arcor.de*

### **Pfarrerin Birgit Inerle**

*Am Stadion 2, 34253 Lohfelden  
Telefon: 0561-512190, E-Mail: birgit.inerle@ekkw.de*

### **Pfarrerin Doris Joachim-Storch**

*Referentin für Gottesdienst, Zentrum Verkündigung der EKHN  
Markgrafenstr. 14, 60487 Frankfurt am Main  
Telefon: 069-71379 117, E-Mail: doris.joachim-storch@zentrum-verkuendigung.de*

### **Pfarrerinnen Almut Krotz**

*Kirchgasse 8, 34266 Niestetal*

*Telefon: 0561-522977, E-Mail: [ev.pfarramt.niestetal2@ekkw.de](mailto:ev.pfarramt.niestetal2@ekkw.de)*

### **Pfarrer Dr. Jeffrey T. Myers**

*Schlossplatz 5, 65183 Wiesbaden*

*Telefon: 0611-9001611, E-Mail: [jeffrey.myers@ekhn.de](mailto:jeffrey.myers@ekhn.de)*

### **Pfarrerinnen Felizitas Muntanjohl**

*Schulzengasse 9, 64291 Darmstadt*

*Telefon: 06151-1546224, E-Mail: [fmuntanjohl@aol.com](mailto:fmuntanjohl@aol.com)*

### **Pfarrerinnen Brigitte Rohde**

*Joseph-Berberich-Straße 10 a, 63538 Großkrotzenburg*

*Telefon: 06181-2902220 oder*

*Vereinte Martin Luther und Althanauer Hospital Stiftung Hanau*

*Telefon: 06186-913588, E-Mail: [Brigitte.Rohde@ekkw.de](mailto:Brigitte.Rohde@ekkw.de)*

### **Pfarrer Stefan Rudolph**

*Walburger Straße 6, 34127 Kassel*

*Telefon: 0561-97070059, E-Mail: [Stefan.Rudolph@ekkw.de](mailto:Stefan.Rudolph@ekkw.de)*

### **Pfarrerinnen Claudia Vetter-Jung**

*Böllenseeplatz 13, 65428 Rüsselsheim*

*Telefon: 0611-57714177 oder 06142-9421203*

*E-Mail: [vetter-jung.ahs.wi@ekhn-net.de](mailto:vetter-jung.ahs.wi@ekhn-net.de)*

### **Pfarrer Dr. Jürgen Wolf**

*Marbachsweg 17, 34134 Kassel*

*Telefon: 0561-2876016, E-Mail: [juergen.wolf@ekkw.de](mailto:juergen.wolf@ekkw.de)*

*Zusammengestellt und bearbeitet im Auftrag der Stiftung Diakonie Hessen und  
dem Stiftungsfonds DiaDem von Pfarrer Dr. Eberhard Schwarz,  
Knüllweg 19, 34134 Kassel, Telefon: 0561-3165425, E-Mail: [egschwarz@aol.com](mailto:egschwarz@aol.com)*



## Verzeichnis der Predigttexte

2. Mose 20, 1–17 (*Michael Frase*)

1. Samuel 16, 7 (*Silke Funk*)

Prediger Salomo 2, 12–26 (*Beate Braner-Möhl*)

Psalm 8, 5–6 (*zusammen mit 1.Korinther 13, 12; Felizitas Muntanjohl*)

Psalm 31, 16 (*Elke Henning*)

Psalm 103, 2 (*Jeffrey Myers*)

Jesaja 43, 1–4 (*Claudia Vetter-Jung*)

Jesaja 46, 3–4 (*EG 380; Birgit Inerle*)

Lukas 2, 9 (*Gesine Krotz*)

Johannes 3, 31–36 (*Friedhelm Borggrefe*)

Johannes 17, 24 (*Friedhelm Borggrefe*)

Johannes 21, 18 (*Birgit Basteck*)

1.Korinther 13, 12 (*Felizitas Muntanjohl*)

1.Korinther 13, 12 (*Jürgen Wolf*)

Offenbarung des Johannes 21, 1–7 (*Stefan Rudolph*)

EG 380 (*nach Jesaja 46, 3–4; Birgit Inerle*)

EG 503, 14+15 (*Brigitte Rohde*)

**Herausgeber:**

Stiftungsfonds DiaDem  
der Stiftung Diakonie Hessen  
Ederstr. 12  
60486 Frankfurt am Main  
Telefon: +49 (0) 69 - 7947 6111  
Telefax: +49 (0) 69 - 7947 99 6230  
stiftung@sinn-stiften.de  
www.sinn-stiften.de

**Stiftungsbeirat des Stiftungsfonds DiaDem:**

Landtagspräsident Norbert Kartmann (Vorsitzender),  
Irene Eckstein, Ursula Frühauf, Prof. Dr. Dr. Reimer Gronemeyer, Barbara Koblitz,  
Prof. Dr. Werner Vogel

**Vorstand der Stiftung Diakonie Hessen**

RA Rudolf Herfurth (Vorsitzender), Dr. Eberhard Schwarz,  
Wilfried Knapp, Astrid von Teubern

**Gestaltung und Satz:**

Piva & Piva - Studio für visuelles Design, Darmstadt

**Redaktion:**

Dr. Eberhard Schwarz, Kassel

**Bilder:**

„Spuren der Zeit“ und „Unterm Baum“ von Christian Träger, Kammlach

Die Rechte zur weiteren Veröffentlichung der Texte liegen bei den einzelnen  
Autoren

Frankfurt am Main, September 2014



